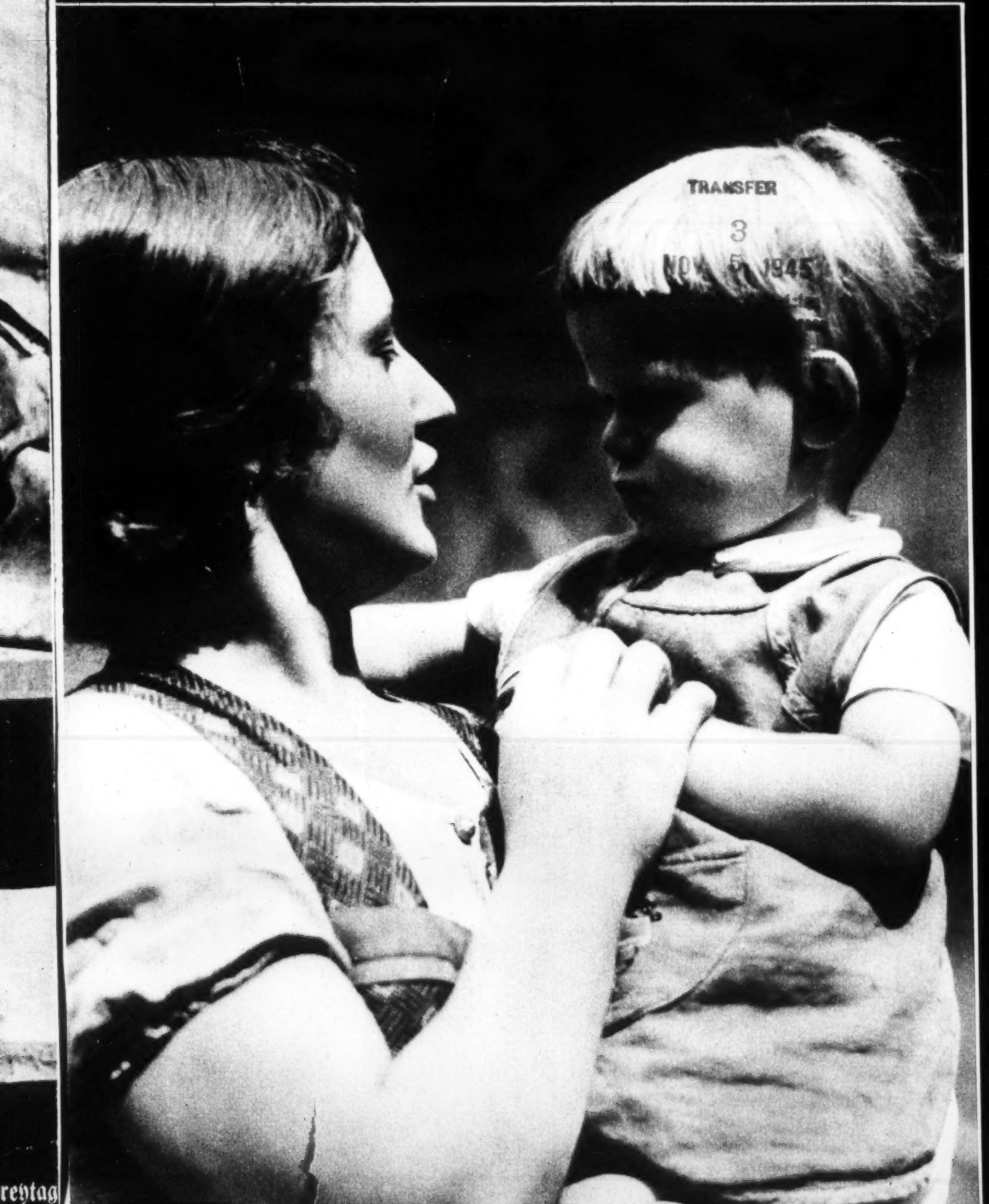
Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 11 1939



Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme: Jutta Selle

reytag

In diesem Heft:

Wie wird man Jungmann einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt

ferner Berufsfragen im Hinblick auf die Ehe

Amtliche Mitteilungen

Der Reichserziehungsminister hat in einem Erlaß die Neuteilung der Semester- und Studienzeit an den deutschen Hochschulen und Universitäten angeordnet. In dem Erlaß heißt es:

Es sei notwendig geworden, die Zeit der Vorlesungs- und Unterrichtstätigkeit zu verlängern und damit eine Verkürzung der innerhalb des gesamten Studienjahres liegenden vorlesungsfreien Zeitspanne vorzunehmen. Die noch verbleibende vorlesungsfreie Studienzeit stellt genau so wie die frühere Zwischenspanne, die häufig zu Unrecht als „Ferienzeit" bezeichnet wurde, tatsächlich in ihrer Gesamtheit keine reine Ferienzeit dar. Selbstverständlich muß in diese Zeit der notwendige Erholungsurlaub für alle der Hochschule angehörenden Kräfte fallen. Im übrigen dient aber diese Zeit dazu, dem Wissenschaftler die Möglichkeit zu geben, sich, unbelastet von seiner Vorlesungstätigkeit, seiner Forschung zu widmen, die Verbindung mit der Praxis aufrecht zu erhalten, sich auf Prüfungen vorzubereiten, praktisch tätig zu sein und so die Grundlagen weiterer erfolgreicher Arbeit zu sichern.

Um die Begriffe der neuen Semestereinteilung ein für allemal klarzustellen, wurde angeordnet:

Das Studienjahr beginnt am 1. April jedes Jahres und endet am 31. März des folgenden Jahres. Das Studienjahr wird eingeteilt in ein Sommerhalbjahr und ein Winterhalbjahr. Das Sommerhalbjahr beginnt am 1. April jedes Jahres und endet am 30. September. Das Winterhalbjahr beginnt am 1. Oktober und endet am 31. März.

Für die beiden kommenden Studienhalbjahre wurde folgende Zeiteinteilung angeordnet:

An den wissenschaftlichen Hochschulen beginnen die Vorlesungen und Uebungen im Sommersemester 1939 am 12. April und enden am 29. Juli; im Wintersemester 1939 auf 1940 beginnen die Vorlesungen am 31. Oktober und enden am 29. Februar 1940 des folgenden Jahres. Es ist in Aussicht genommen, für das Sommerhalbjahr (Sommersemester) regelmäßig die Zeit von etwa Mitte April bis Ende Juli, für das Winterhalbjahr (Wintersemester) die Zeit von Ende Oktober bis Ende Februar des folgenden Jahres festzusetzen. Hiernach bestimmt sich jeweils die vorlesungsfreie Studienzeit der einzelnen Studienhalbjahre.

Durch diese Zeiteinteilung hat eine Verlängerung des Sommersemesters um einen Monat stattgefunden, die im übrigen keinen Zweifel darüber läßt, daß die vorlesungsfreie Studienzeit nicht als Ferienzeit im alten Sinne anzusehen ist. Die Hochschulen sind in den Kampf um die Leistungssteigerung der deutschen Nation eingereiht.

Eltern,

beachtet unser Preisausschreiben in Heft 7 unserer „Reichs-Elternwarte":

„Wer erzählt die schönste Jugenderinnerung?"

Die Einsendungen müssen bis zum 1. Juni 1939 in verschlossenem Umschlage mit dem Kennwort „Preisausschreiben" an die Schriftleitung der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17–18, gesandt werden.

Zur Verteilung gelangen 13 wertvolle Geld- und Buchpreise.

Bisher erschienene Beiträge zu unserer Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit"

Grundsätzliches:

- Sollen Eltern helfen? 26/1938
- Das Kind soll fragen 1/1939
- Sprechübungen 1/1938, 21/1928

Deutschunterricht:

- Schulanfänger lernen schreiben .. 8/1938
- Lesenlernen — einst und jetzt 7/1938
- Die Fibel und wir Eltern 11/1938
- Die Satzlehre 5/1938
- Der Nebensatz 6/1928, 7/1938
- Die bösen Verhältniswörter 25/1938
- „Groß" oder „klein" 3/1939
- „Das" oder „daß" 12/1938
- Nachschrift und Fehlerverbesserung 13/1938
- Häusliche Leseübungen 20/1938
- Der Aufsatz 2/1928, 18/1938
- Das Gedicht im Deutschunterricht 17/1938
- Die Zeitung im Unterricht 4/1939
- Lesenlernen — Lesenlehren 8/1939
- Ein neuer Weg, Lesen und Schreiben zu lehren 10/1939

Rechenunterricht:

- Schulanfänger lernen rechnen .. 8/1938
- Das Einmaleins 3/1938
- Die Bruchrechnung 4/1938
- Die Prozentrechnung 10/1938
- Die Zinsrechnung 24/1928
- Borgen, Wechseln und Ergänzen 23/1938
- Rechnen für Sexta-Anwärter .. 4, 5/1939
- Rechnen zur Aufnahmeprüfung .. 6/1939
- Die Dezimalbrüche 7/1939
- Rechnen für die Kleinsten 8/1939
- Acht Jahre Rechnen 9/1939
- Fehler beim schriftlichen Malnehmen 9/1939

Geschichtsunterricht:

- Geschichte im Elternhause 22/1938

Heimatkunde:

- Die deutsche Landschaft 16/1938
- Großdeutschland 3/1939
- Das Burgenland 8/1939

Erdkunde:

- Das Bild der Erde 19/1938
- Der Atlas 2/1929

Naturkunde:

- Verkannte Tiere 18/1938
- Pilze 21/1938
- Haben Tiere Angst? 22/1938
- Die Fledermaus 25/1938
- Der Wald im Winter 1/1939

Werkunterricht:

- Pendelversuche 5/1939
- Schwerkraftprüfung 6/1939

Siehe, von all den Liedern nicht eines gilt dir, o Mutter!
Dich zu preisen, o glaubs, bin ich zu arm und zu reich.
Ein noch ungesungenes Lied ruht du mir im Busen,
Keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,
Wenn sich das Herz unmutig der Welt abwendet und einsam
Seines himmlischen Teiles bleibenden Frieden bedenkt.

Eduard Mörike

Gedanken zum Muttertage

Keine Weisheit, die auf Erden gelernt werden kann, kann uns das geben, was uns ein Wort und ein Blick der Mutter gibt. Wilhelm Raabe.

Als seinerzeit der Muttertag eingeführt wurde — wann geschah es, vor zehn, vor zwölf Jahren? —, waren wir irgendwie darüber verärgert. Es schien uns so, als sollte hier Allerzartestes an die Oeffentlichkeit gezerrt, als sollten hier intimste Herzensregungen in ein Geschäft umgemünzt werden. Und die Anzeigen der Inhaber von Blumengeschäften, der Konfitüren- und Schreibwarenhändler: „Schenkt, schreibt zum Muttertage!" schienen uns recht zu geben. Zum andern fühlten wir uns verletzt, weil Außenstehende uns an die uns selbstverständlich erscheinende Pflicht gemahnten, der Mutter ehrend und verehrend zu gedenken. Taten wir das nicht immer? Brauchte es dazu die Mahnung Unberufener?

Vielleicht war unsere Ablehnung gegenüber der befohlenen Pflicht, unser Widerwille gegen die Aufforderung, an einem willkürlich gewählten Tage der Mutter mit besonders sichtbarer Verehrung zu gedenken und sie in den Mittelpunkt einer Massenovation zu stellen, nicht ganz unberechtigt. Denen, die uns damals den Befehl dazu erteilen wollten, fehlte die sittliche Legitimation, fehlte die innere Berechtigung für solches Tun. Schon der Leitspruch des Muttertages „Die Mutter denkt an dich alle Tage, gedenke du ihrer am Muttertage" spiegelt die Halbheit der ihm damals zugrunde liegenden Idee und die Aeußerlichkeit des ganzen Gehabes wider. Und wo blieb die Tat derer für die Mutter, die ihre Glorifizierung für einen Tag dringend empfahlen, sie aber sonst ihrem Schicksal überließen, das das ins Unendliche gesteigerte leidvolle Schicksal der ganzen Nation war?!

Der neue Staat hat den Muttertag als ständige Einrichtung übernommen und ihn in die Reihe der Tage gestellt, die unter einem besonderen Motto einem Stand, einer Idee oder beiden gewidmet sind. Neben dem Tag der nationalen Arbeit, dem der Jugend, dem des deutschen Bauern, dem der Wehrmacht usw. feiert das deutsche Volk den Tag der deutschen Mutter. Aber schon die Art und Weise, *wie* er begangen wird, hebt ihn als besonderen Tag aus der Reihe der anderen heraus. Alle diese andern treten als Veranstaltung der Massen in die Erscheinung, werden als Gelegenheiten benutzt, die geballte Kraft organisierter Gemeinschaften und der durch sie verkörperten Idee imponierend vor Augen zu führen. Der Muttertag ist ein Tag ohne Aufmärsche, ohne Trommelwirbel und laute Kommandos, ja sogar ohne Fahnen. Am Muttertage zeigt die Welt ihr Alltagsgesicht; nichts unterscheidet jenen Maisonntag, den man zum Muttertag bestimmte, äußerlich von seinen Vorgängern oder Nachfolgern. Die Staatsführung, die sich der Sinnfälligkeit und Einprägsamkeit der Massendemonstration im Dienste einer Idee oder Zweckrichtung wohl bewußt ist und ihre Ausgestaltung hervorragend zu meistern weiß, hat für den Muttertag auf jede Kundgebung verzichtet. Er ist ein Tag der Familie, und dieser ist es überlassen, aus ihm das zu machen, was ihr in jedem Einzelfalle gemäß erscheint.

Tag der Familie könnte der Tag heißen, ohne daß man durch diese Bezeichnung seinem gewollten Zweck eine andere Richtung geben würde. Denn im Mittelpunkt der deutschen Familie steht ein für allemal die deutsche Mutter.

Zwar sind sie beide — der Vater *und* die Mutter — die Träger des Familiengedankens, der darin besteht, Lebensaufgaben durch zwei verschieden geartete Wesen, wie es Mann und Weib nach des Schöpfers Willen sind, — jedes von beiden imstande, Besonderes, nur ihm Mögliches, zu leisten — harmonisch zu lösen. Dabei fällt dem Manne die äußere Ausrichtung der Familie zu; er gründet sie, er kämpft um sie, er verteidigt sie. Die Frau aber gibt und bestimmt die innere Haltung der Familie; sie *beseelt* sie. Sie macht aus der Familie die Zufluchtsstätte in jeglicher Not Leibes und der Seele, sie macht sie zur Pflanz- und Pflegestätte des Gemütes; sie steht im Blickpunkt unserer Vorstellungen, wenn uns das Wort Familie entgegenklingt.

Mutter — Hüterin des Herdes seit grauer Vorzeit, Priesterin des Hauses, Wächterin über Ordnung und Sitte — ihr Wirken vollzieht sich in der Stille und ist auf das Einzelne, ja oft das Kleine und Kleinste gerichtet, und nur der Einzelne weiß und spürt ihr Wirken und ihre Treue und Selbstlosigkeit.

Heft 11 1939

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Kleiner Plausch

Aufnahme: J. Zeiter



Aufnahme: Jutta Selle

Heut', an Mutters Ehrentag, wollen ein Lied wir singen ...

Darum wäre es widersinnig und im wahrsten Sinne stillos gewesen, wenn man den Tag der Mutter mit einem äußeren Gepränge versehen hätte. Nur da, wo man ihr Wirken spürt, da, wo sie dem Sein ihres Kreises Inhalt und Seele gibt, kann er gefeiert werden.

Wenn wir uns so die einzigartige Stellung des Muttertages unter all den übrigen Festen der Nation vor Augen halten, kommen wir um die Beantwortung der Frage: „Weshalb überhaupt ein besonderer Muttertag in allen deutschen Landen?" nicht herum. Denn die Mutterehrung an einem — noch dazu angeordneten — Tage im Jahre könnte ja geradezu als Verhöhnung der ehrwürdigsten Frau, die uns das Leben gab und uns das Leben lehrte, angesehen werden, wenn uns oder der uns zur Feier des Muttertages auffordernden Stelle die der Mutter an dem einen Tage erwiesenen Aufmerksamkeiten als ausreichende Vergeltung für die Liebe eines Jahres erschienen. Ueberhaupt „Vergeltung" . . . ! Kann man einer Mutter ihre Liebe vergelten? Tun wir ihr, die wie keine um unser Empfinden weiß, nicht geradezu weh, wenn wir uns befehls- oder gewohnheitsgemäß zu einer Liebeserzeigung bereitfinden?

Nein — der Sinn des Muttertages kann sich nicht in äußerem Tun erschöpfen. Die Mutterehrung und -verehrung ist für jeden anständigen Menschen eine Selbstverständlichkeit, und die Aufforderung hierzu könnte einer Beleidigung gleichkommen, wenn sie in dem einengenden Sinn an uns gerichtet wird, wie ihn der eingangs erwähnte Leitspruch wiederzugeben scheint. Und darum sind all jene großen und kleinen Versuche, am Muttertage der Hüterin unseres Lebens Beweise unserer Zuneigung und Dankbarkeit zu geben, belanglose, wenn auch gutgemeinte Nebensächlichkeiten, die mit dem wahren und gewollten Sinn des Tages in nur ganz losem Zusammenhang stehen.

Der Muttertag ist ein Tag der Besinnung. Der Besinnung auf die ewigen Kräfte, die in der Familie und ihrer gestaltenden und richtunggebenden Repräsentatin, der Mutter, beschlossen liegen. Der heutige Staat hat die Familie „wiederentdeckt", hat ihre Aufgabe als Keimzelle des Staates wieder ans Licht und die Mutter, die der Mittelpunkt und das Herz der Familie ist, auf einen Ehrenplatz gestellt. So den Muttertag gesehen, ist er eine Sache der Nation und würdig, in deren Ehren- und Gedenktage eingereiht zu werden. Es ist angebracht, wenn im Strudel des Zeitgeschehens, wenn in der Fülle der uns umgebenden Erscheinungen und bei der Mannigfaltigkeit der uns gestellten Aufgaben, unsere Blicke von Zeit zu Zeit mit zwingender Eindringlichkeit auf den Ursprung und den Kern unseres nationalen Seins, auf die Familie und die Mutter gelenkt werden, auf das „Zu Hause", aus dem unser persönliches Sein entsproß und auf das, oft vielleicht nur unbewußt, unser stärkstes Sehnen gerichtet ist. Dem Antäus der griechischen Sage gab die Berührung mit der Erde, die zugleich seine Mutter war, neue Kräfte. Dies Gleichnis verkündet eine ewige Wahrheit. Wer hätte sie noch nicht erfahren? Wer hätte selbst als gereifter Mensch bei der Mutter nicht Rat und Hilfe oder doch Verstehen gefunden und damit neuen Lebensmut gewonnen? Wer hätte noch nicht das Glück gespürt, das darin liegt, ein Vaterhaus zu besitzen, das ihm Zuflucht gewährt, oder wer hätte seinen Verlust noch nicht als Unglück beklagt?

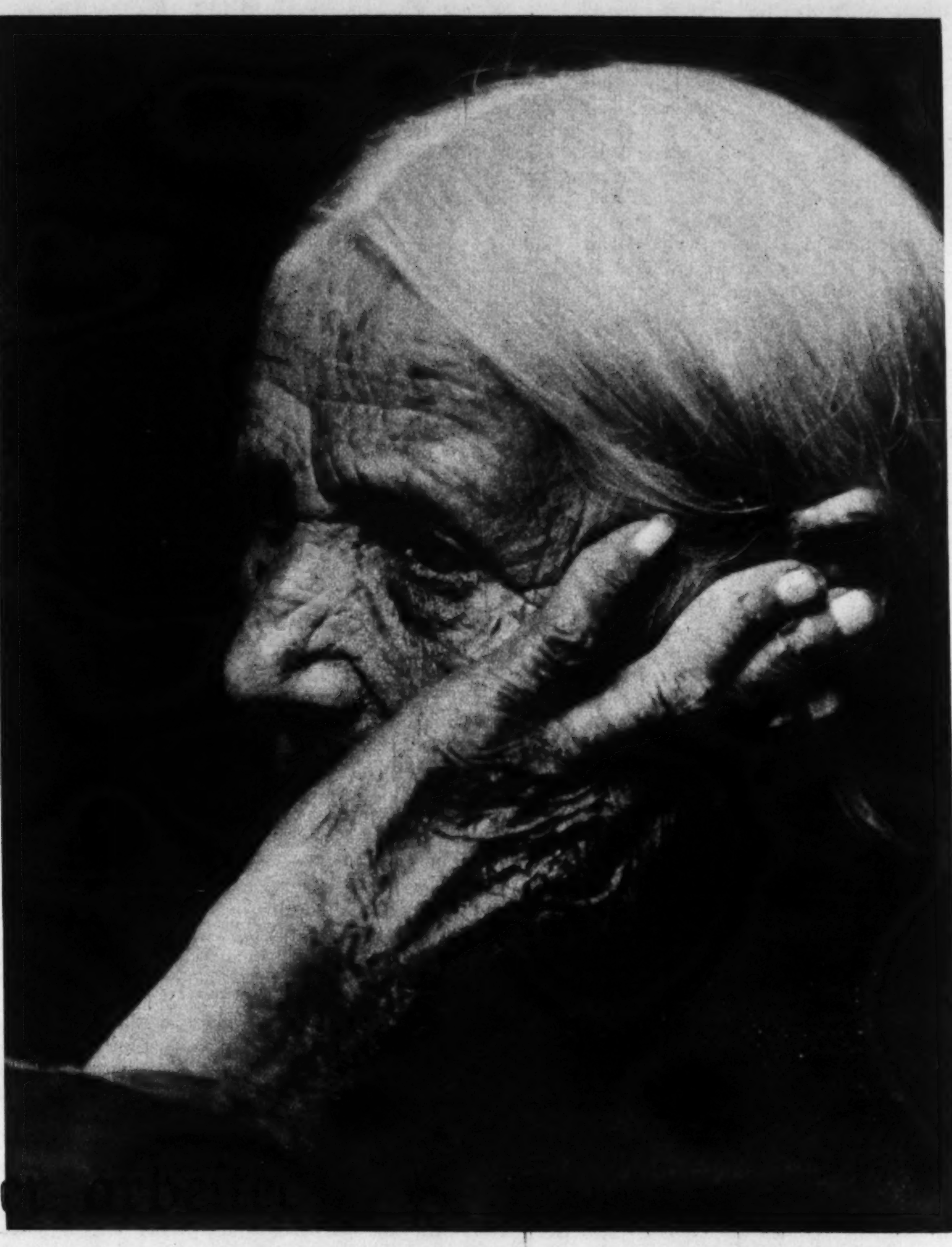
Ein Tag der Besinnung auf diese ewigen, für den Bestand und die Zukunft der Nation so grundlegenden Werte wurde uns beschert, ein Tag der stillen Einkehr zu uns und zu der, die für uns der Inbegriff aller menschlichen Verbundenheit und Liebe ist. An uns ist es, diesen Tag so zu gestalten, das sein letzter Sinn erfüllt und er nicht zu einer Form ohne Inhalt oder gar zu einer gedankenlos gepflogenen Gewohnheit wird. Der Tag, der der Mutter gewidmet ist, darf nicht durch seine äußere „Aufmachung", darf nicht durch geschmackloses Zurschaustellen plötzlich entdeckter Kindespflicht zur Banalität werden oder gar zur Lüge.

Die Großen unserer Nation haben Höchstes und Letztes über ihre Mutter und über die deutsche Mutter schlechthin gesagt. Ein Blick in gütige Augen, ein sanftes Streicheln runzeliger Wangen, ein scheuer Kuß auf welke Hände — sie vermögen ebensoviel zu sagen wie die tiefsten Dichterworte. Und sie vermögen doch beide nicht, weder das Wort noch die Gebärde, das auszudrücken, was die Mutter dem Einzelnen und was sie dem Volke ist. Und wir verstehen die Droste-Hülshoff, wenn sie am Schlusse ihres ergreifenden, ihrer Mutter gewidmeten Gedichtes bekennt: „Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen."

Es müßte nicht der Staat Adolf Hitlers sein, wenn unser heutiger Staat es mit einer Empfehlung, der Mütter ehrend zu gedenken, bewenden ließe und nicht selber hierin mit gutem Beispiel voranginge. Die Stiftung eines Ehrenkreuzes für kinderreiche Mütter und seine erstmalige Verleihung am diesjährigen Muttertage ist der sichtbare Beweis dafür, welches Ansehen die Mutter im heutigen Staate genießt. Es müßte jedoch auch hier nicht der sozial ausgerichtete Staat Adolf Hitlers sein, wenn sich in der Verleihung dieses Ehrenzeichens seine Fürsorge für die erschöpfen würde, die durch ihr Dasein und durch die Kinder, die sie dem Staate schenken, dessen Zukunft sichern. Von dem ersten Tage an, da Adolf Hitler die Führung des Staates übernahm, war die Sorge um die deutsche Mutter eine seiner vordringlichsten und sichtbarsten. Das gewaltige Hilfswerk „Mutter und Kind", dem die Welt nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat, die Gründung von Mütter-Erholungsheimen, die Mütterschulung — all das sind Beweise dafür, in welch hervorragendem Maße der neue Staat die Sorgen und Nöte der Mütter zu seinem eigenen gemacht hat. Und wenn wir die NSV. in ihren vielfachen Verästelungen ansehen, wem kommen ihre Segnungen letztlich zugute? Der deutschen Mutter und nochmals der deutschen Mutter! Dem in aller Welt gültigen Sittengesetz: „Ehre Vater und Mutter!" hat Adolf Hitler im Großdeutschen Reich die Voraussetzungen für seine Verwirklichung durch die soziale Tat geschaffen. —

Muttertag! Ein Tag im Jahre ist der Mutter gewidmet, ein einziger Tag. Ein Menschenleben reicht nicht aus, um all das zu erfassen, was sie uns ist oder war, und keine Ewigkeit, um ihr zu danken.

Aufnahme:
Erich Retzlaff



Mutt

Weit über eine Million deutsche Mütter mit mehreren Kindern ist heute außer dem Hause erwerbstätig; viele sorgenden Gedanken der für das Wohlergehen der Nation Verantwortlichen beschäftigen sich mit ihnen. Aber wäre der Muttertag, wenn er wirklich ein Tag des Dankes für die Mutter sein soll, nicht in besonderem Maße geeignet, auch viel weitere Kreise des Volkes an diese Mütter denken, sich auf ihre besondere Leistung besinnen zu lassen? Es ist zu billig, diese Frauen einfach zu bemitleiden, das wollen sie selber gar nicht, und das hilft ihnen auch nichts. Es ist gedankenlos, sich der Tatsache zu verschließen, daß in den kommenden Jahren noch weitere Hunderttausende, vielleicht sogar Millionen von Müttern den Mangel an männlichen Arbeitskräften werden ausgleichen müssen. Am allerwenigsten aber darf es sein, daß sich in der nationalsozialistisch geeinten Volksgemeinschaft einzelne Frauen damit trösten, daß sie es ja, Gott sei Dank, „nicht nötig hätten". Es ist vielmehr unser aller verdammte Pflicht und Schuldigkeit, diesen doppelt und dreifach belasteten, doppelt und dreifach leistenden Volksgenossinnen zu helfen, wo immer der einzelne von uns, Mann oder Frau, dies nur imstande ist. Und wenn sich diese Einzelnen etwas weniger darauf verließen, daß die „öffentlichen Stellen" doch ohnehin tun werden, was möglich sei, könnten auch diese Einzelnen etwas mehr tun; denn ihre Hilfsmöglichkeiten liegen ja an ganz anderen Orten als die Maßnahmen der öffentlichen, verantwortlichen Stellen.

Nicht zur oberflächlichen Beruhigung, aber um jede falsche Sentimentalität zu vermeiden, dürfen wir uns wohl zunächst daran erinnern, daß zu allen Zeiten ein groß Teil unsere Familienmütter Erwerbsarbeit getan hat. Die Bäuerin hat, neben der Aufzucht ihrer Kinder und außer ihren hauswirtschaft-

lichen Pflichten immer auch einen sehr erheblichen Teil der bäuerlichen Arbeit selbständig oder mithelfend besorgen müssen: die Schweine, das Geflügel und anderes Kleinvieh, in manchem Hofe auch das Melken der Kühe, den Hausgarten; des für selbstverständlich erachteten Anpackens bei Heu-, Getreide-, Kartoffel- und Rübenernte noch ganz zu schweigen. Die Gärtners- und die Winzersfrau hat zwar meist keinen Stall zu versorgen, dafür aber in Garten und Weinberg viel öfter mit Hand anzulegen. — Die Frau des Handwerkers, des Einzelhändlers ist es gar nicht anders gewöhnt, als in ihrem kleinen oder großen Laden vornean zu stehen; der Mann wirkt meist „hinter den Kulissen" und hat da gerade genug zu tun, wenn die Hilfskräfte knapp sind und die Selbständigkeit noch jung. So ist die Frau meist gerade in den ersten Ehejahren, wenn die Kinder klein sind, auch am stärksten im Geschäft gebunden; und wie oft ist sie die „Seele" dieses Geschäfts geworden! Mit Dankbarkeit gegen diese Mütter der ländlichen und der städtischen aufstrebenden Schichten muß es einmal ausgesprochen werden: sie haben sich, die Wochenbetten ausgenommen, selten einen Tag schonen dürfen, und wenn das Wochenbett eben in die Ernte oder zum Jahrmarkt fiel, haben sie selbst diese Schonzeit oft genug unvernünftig abgekürzt. Mit diesem Ausdrucke der Dankbarkeit und der Ehrfurcht darf aber freilich der Raubbau, den die wertvollsten Mütter der Nation an ihrer Gesundheit trieben (oder treiben mußten!), keineswegs als „vorbildlich" hingestellt werden. — Die dritte Gruppe arbeitender Mütter ist dann mit dem Aufkommen der Industrie, besonders der Textilindustrie, hinzugetreten; auch ihnen ist erst allmählich und nach schlimmen Erfahrungen der Schutz zuteil geworden, den sie heute genießen.

Etwas Neues sind „arbeitende", d. h. erwerbstätige Mütter also nicht. Es sind heute nur weitere Kreise in die Erwerbstätigkeit mit einbezogen, die Arbeit geschieht (bei der verheirateten Büroangestellten, bei der Verkäuferin usw.) viel häufiger als früher in einem fremden Betrieb, also mehr oder weniger weit außerhalb der Wohnung, und die Anforderungen dieser Arbeit sind recht hoch. Die Kinder sind also sehr viel allein und sich selbst überlassen, und die Mutter ist, wenn sie von ihrem Arbeitsplatz endlich nach Hause kommt, rechtschaffen müde, ebenso müde wie ihr Mann, wenn er aus seiner Arbeit heimkehrt. Dazu tritt als erschwerend hinzu, daß die hauswirtschaftliche Ausbildung dieser Mütter, die gewöhnlich schon *vor* ihrer Verheiratung berufstätig waren, fast immer sehr gering und eine moderne, kräftesparende Organisation des Haushalts darum von ihnen selbst aus kaum erreichbar ist. Die erzieherischen Fähigkeiten sind erst recht unausgebildet, Kenntnisse der selbstverständlichsten biologischen, hygienischen, pädagogischen Tatsachen fehlen; so wäre die häusliche Pflichterfüllung für diese Mütter schon schwierig, wenn sie frisch wären — wieviel schwieriger erscheint sie ihnen nun erst, wenn sie abgespannt und nervös von ihrem Arbeitsplatz kommen!

Diesen vielfach belasteten Müttern helfen wollen, heißt also vor allem: zu ihrer eigenen *Erziehung* und Weiterentwicklung beitragen. Daneben versteht es sich von selbst, daß sie auf der Anfahrt zum Arbeitsplatze und auf der Rückfahrt nach Hause in der Bahn einen Sitzplatz bekommen. Ihnen einen solchen freiwillig und freundlich anzubieten, ist nicht nur für die Männer und für die Jugend beiderlei Geschlechts Pflicht, sondern erst recht für *die* Volksgenossinnen, die es leichter haben! In unserer neuen Volksgemeinschaft ist nämlich nicht die mehr oder weniger „feine" Kleidung, sondern die mehr oder weniger schwere Leistung ausschlaggebend für den Respekt, den wir einem Menschen entgegenbringen. Die oft gemachte Beobachtung, daß vom Kaffeeklatsch oder vom gemütlichen Einkauf heimkehrende „Damen" an Unhöflichkeit und Rücksichtslosigkeit gegen die „Leute" (damit meinen sie die arbeitenden Volksgenossen) sich hervortun, stimmt schlecht zu *der* Gemeinschaft, die wir wollen, und die wir haben müssen!

Was aber läßt sich für die Erziehung, Nachschulung und Unterrichtung der arbeitenden Mütter tun? Zunächst müssen sie *ausnahmslos* auf die Möglichkeiten hingewiesen werden, die der „Mütterdienst" der Reichsfrauenführung ihnen bietet. Hier wird in Heimschulen und in Wanderkursen, in Stadt und Land eine ungeheure, weitverzweigte Arbeit geleistet, die gerade den *arbeitenden* Müttern zugute kommen soll. Es ist unverantwortlich, wenn gedankenlose Nörgler und Meckerer, die selber ganz gewiß keine bessere Hilfe zur Hand haben, von einer neuen „Belastung" beim Besuch der Kurse des Mütterdienstes schwätzen. Denn die wichtigsten Tatsachen und Handgriffe der modernen Gesundheitspflege, vor allem der kindlichen und der mütterlichen Gesundheit selbst, der vernünftig organisierten Hauswirtschaft und einer zielbewußten Erziehung des Kindes müssen unter allen Umständen Gemeingut des gesamten Volkes werden. Die außerhäuslich erwerbstätige Mutter kann und darf sich am allerwenigsten damit zufrieden geben, daß es früher „auch so" gegangen ist. Es ist ganz unglaublich, wieviel Kraft eben im Haushalt und in der Kinderstube durch eine mangelnde Einteilung der zu leistenden Arbeit, durch alteingewurzelte Vorurteile und durch Ungeschick vergeudet werden kann, zum Schaden der einzelnen Mutter, die ihre Kräfte allzufrüh verbraucht, und zum Schaden der Volksgemeinschaft, die wertvollstes Gut an Menschen, an Nahrungswerten, an Werkstoffen einbüßt. Wer einmal den Segen kräftesparender Organisation an sich selbst erlebt hat, wird für eine Schulung der deutschen Hausfrau und Mutter auch nach dieser Hinsicht keine Mühe zu groß finden. Daß für Frauen, die ihrer Ausbildung nach für die Mitarbeit im Reichsmütterdienst geeignet sind, hier eine besonders schöne Aufgabe bereitsteht, braucht nun kaum mehr besonders betont zu werden.

Eine besonders drückende und die wohl berechtigte Sorge der erwerbstätigen Mutter liegt in dem Zwang, ihre Kinder so viele Stunden am Tage unbeaufsichtigt und unbetreut allein lassen zu müssen. Nicht immer ist ein Kindergarten oder eine Krippe nahe genug, hier Hilfe zu leisten; vielfach scheitert die Inanspruchnahme einer solchen Einrichtung auch daran, daß die Mutter keine Möglichkeit hat, die Kinder hinzubringen und abzuholen, oder daß damit neue Wege, neue Belastungen für die Mutter verbunden sind, die ihr (mit Recht oder mit Unrecht) nicht mehr tragbar erscheinen. Uebrigens bedürfen ja auch die schulpflichtigen Kinder, soweit sie außerhalb ihrer Schulzeit nicht durch den Dienst in der HJ. oder BDM., bei den Pimpfen oder Jungmädeln beschäftigt sind, der Betreuung. Und endlich werden kranke oder noch erholungsbedürftige Kinder ja mit besonders schwerem Herzen von der erwerbstätigen Mutter allein gelassen. Hier öffnet sich für alle Willigen, die nicht nur schöne Worte machen und sentimentale Klagen ausstoßen wollen, ein reiches und vielfältiges Feld wahrhaft nationalsozialistischer Tat. Hier gibt es die Möglichkeit nachbarlicher und freundschaftlicher unmittelbarer Hilfe, auch in der Großstadt, die die Volksgenossen so leicht voneinander trennt. Kinder „von nebenan" für ein paar Stunden am Tage zu beaufsichtigen, in einem durch die mütterliche Abwesenheit zwangsweise vernachlässigten Haushalt ein paar geschickte Griffe zu tun, ein Abendessen vorzubereiten, vielleicht sich auch nur manchmal ein wenig mit einsamen, mitteilungsbedürftigen Kindern zu unterhalten — es gibt so viele Stufen und Grade dieser (ach, so nötigen!) Hilfe, daß jeder und jede bei einiger Einbildungskraft für sich den rechten Weg finden könnte. Auch ältere Volksgenossen finden hier eine vielleicht für sie selbst sehr beglückende Pflicht und das herrliche Gefühl, „gebraucht zu werden". Die Reichsfrauenführung sucht übrigens auch diesen „Hilfsdienst" zu

organisieren, so daß sich hilfsbereite Volksgenossen dort Rat holen können. Daß jeder solche Hilfsdienst **pflichtmäßig** sein muß, d. h. regelmäßig und verläßlich, weil nur so der abwesenden erwerbstätigen Mutter damit gedient ist, ergibt sich wohl eigentlich von selbst. Aber eben in dieser Pflichtmäßigkeit liegt für viele eine Hemmung. Man möchte sich nicht gerne „binden". Eine zweite Hemmung liegt darin, daß man gerade den Nachbarn und ihren Kindern gegenüber eine doppelte Scheu hat: sich von ihnen in den eigenen Haushalt und die eigene Lebensführung „hineingucken" zu lassen und umgekehrt sich ihnen lästig zu machen, indem man sich helfend in ihre Angelegenheiten mischt! Womöglich fehlen dann nächste Woche zwei Löffel und man käme in Verdacht . . . nicht auszudenken! Leider ist das nicht nur Spott, es ist hundertfältige, tausendfältige Tatsache. Und wir wollen keine Pharisäer sein: denen, die so denken, ist gar nicht so leicht ein Vorwurf zu machen. Wir alle, die wir heute Väter oder Mütter und Freunde, Nachbarn, Volksgenossen dieser Mütter und Väter sind, schleppen die Reste und Fetzen individualistischer, bürgerlicher Konventionen mit uns herum, die uns einst — vielleicht erinnern wir uns nur nicht mehr daran — in unserer Kindheit mühsam eingetrichtert worden sind, ganz gewiß in bester Absicht, aber ebenso ganz gewiß gegen die gesunde Natur des Kindes, der solche Bedenken und Vorurteile tief zuwider sind. Und nun sollen wir uns, im Geiste einer neuen Zeit, von diesen damals angelernten Hemmungen, Zurückhaltungen und von dem ganzen Plunder der künstlich aufgerichteten Scheidewände zwischen Volksgenosse und Volksgenosse freimachen! Das geht nicht schnell und das geht bei keinem von uns vollständig. Wir sollten nur, solange es uns noch nicht bis zum bestmöglichen Maße gelungen ist und solange wir noch gar keine Versuche zur tätigen Ueberwindung gemacht haben, nicht von Volksgemeinschaft und nicht von Nationalsozialismus reden und, zum Beispiel, auch zum Muttertag keine rührseligen Worte machen. Davon nämlich, das sagte ich schon zum Anfang, haben die Mütter gar nichts. Sie haben aber ein Recht darauf, daß wir andern ihnen, aus Dankbarkeit und Hochachtung, ihr Leben ein bißchen leichter machen, und den erwerbstätigen Müttern ganz besonders. . . .

Hans Hajek.



Mütter, sie danken Dir!

Aufnahme: Jutta Selle

Hilfen bei der Schularbeit

Muttersprache und Fremdwort im Hause

Von Karl Jacob

„Bist du bald fertig mit deiner Toilette? Warte noch einen Moment! Du hast dir ja mit der Sauce das ganze Jackett bekleckert! Wozu hast du bloß die Serviette? Hast du auch das Portemonnaie eingesteckt? Was ist denn das für ein Spektakel in der dritten Etage?“ Solche und ähnliche Ausdrücke kann man wohl in jedem deutschen Hause tagtäglich hören. Und wieviel Väter und Mütter denken wohl daran, wenn sie Wörter wie Toilette, Serviette usw. gebrauchen oder von den Kindern hören, daß sie damit fremden, zum größten Teil französischen Wörtern Heimatrecht in ihrem Hause gewähren! Mancher mag es gar nicht einmal wissen, daß es sich um Fremdlinge handelt; beim Sprechen fallen sie eben gar nicht so sehr auf, weil die deutsche Zunge sie schon einigermaßen zurechtgestutzt hat wie z. B. die Soße, das Portmonneh oder die Kautsch. Aber wenn Mutti nun ihrer „Kuhsiene“ schreiben will, daß es zur Hochzeit „Bulljong“ und „Ragufeng“ gab, daß sie sich ein neues „Schäselong“ zugelegt haben, oder wenn Helmut in seiner Niederschrift erzählen will, daß er auf der „Schossee“ zwei „Schandarme“ getroffen hat, dann zeigt sich an dem schweren Wortbild ganz deutlich, daß diese Wörter nicht auf deutschem Boden gewachsen sind.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, zu zeigen, wie diese fremden Gäste nach Deutschland gekommen sind und sich hier in einer Fülle breitgemacht haben, daß unsere liebe deutsche Muttersprache darunter zeitweilig fast erstickt ist, daß die Fremdlinge nicht nur unzählige alte gute deutsche Bezeichnungen völlig verdrängt haben, z. B. die Verwandtschaftsbezeichnungen Ohm, Muhme, Base, Vetter, Ahn, sondern daß sie meist auch das entsprechende deutsche Wort in eine untergeordnete, ja verächtliche Stellung gebracht haben (man vergleiche unter vielen andern: Assistent — Gehilfe, Sekretär — Schreiber, Hotel — Gasthof, Restaurant — Schenke, Chef — Meister). Wir können hier auch nicht die Ursachen dieser Ueberfremdung im einzelnen darlegen. Wieviel ließe sich sonst sagen über die Gedankenlosigkeit und die Gleichgültigkeit weiter Volksschichten gegenüber der Muttersprache, über gesellschaftliche Eitelkeit und gelehrttuenden Bildungsdünkel, über nationale Minderwertigkeitsgefühle, ja selbst Würdelosigkeit, die in Jahrhunderten deutscher Zerrissenheit und Ohnmacht dieses beschämende Ergebnis herbeigeführt haben. Gewiß hat seit der Wiedererstarkung Deutschlands eine erfreuliche Gegenbewegung eingesetzt, und diese hat, was jeder Freund der deutschen Sprache dankbar anerkennen wird, zu manch schönem Erfolg geführt, besonders auf dem Gebiet der Schule, der Verwaltung und des Verkehrs. Aber von einer wirklichen Befreiung unserer Muttersprache von dem fremden Ballast kann noch keine Rede sein.

Die deutsche Volksschule darf sich mit Stolz rühmen, den Kampf gegen das überflüssige Fremdwort seit langer Zeit und mit allem Nachdruck geführt zu haben. Wenn dabei der Erfolg bisher nicht der angewendeten Mühe entsprach, so lag das in der Hauptsache doch daran, daß das deutsche Volk zum sehr großen Teile noch immer allzu gleichgültig in sprachlichen Dingen ist. Wie wäre es sonst möglich, daß noch in neuerer Zeit so häßliche Fremdwörter wie Chauffeur, Garage, Limousine usw. in Bezug auf das volkstümlichste Verkehrsmittel aufgekommen sind oder daß deutsche Frauen neue deutsche Stoffe mit so undeutschen Bezeichnungen wie Krepp-Georgette, Trikot-Charmeuse, Taffet-Messaline usw. benennen! Denn wie auf jedem andern Gebiete, so kann auch auf diesem die Arbeit der Schule nicht zum Ziele führen, wenn das Haus nicht in gleichem Sinne wirkt, ist doch der Einfluß der Eltern auf die Sprache des Kindes ganz besonders groß, vor allem der der Mutter. Darum nennen wir ja auch die Sprache, die das Kind daheim im Elternhause lernt und spricht, seine Muttersprache. Die allermeisten Wörter, die das Kind in seiner Umgangssprache benutzt, hat es zuerst aus dem Munde der Mutter gehört, nicht einmal, sondern hundert- und tausendmal. Und in fast jedes, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, ist etwas von der Liebe, der Zärtlichkeit, der einzigartigen Verbundenheit des Kindes mit der Mutter eingegangen. Wenn man nun bedenkt, daß auch Vater und Mutter fast alle diese Wörter in gleicher Weise von ihren Eltern und diese sie wiederum von den Voreltern übernommen haben, so wird man verstehen, daß die von den Urvätern her auf uns gekommenen echt deutschen Wörter eine besonders starke Gefühlswirkung haben, während die fremden uns kalt lassen. Daher kommt es auch, daß sie in der deutschen Dichtung keinen Platz finden. Und so sollten sie auch in der deutschen Erziehung, soweit es irgend geht, ausgeschaltet werden. Der Stolz auf die eigene Art und die eigene Sprache, die an Schönheit und Reichhaltigkeit keiner andern nachsteht, sollte es jedem Vater und jeder Mutter zur Ehrenpflicht machen, mit ihren Kindern ein möglichst reines Deutsch zu reden, auch wenn es die heimische Mundart ist. Darum, liebe deutsche Mutter, nenne die Speisen, die du kochst, die Stoffe und Kleidungsstücke, die du kaufst, die Gegenstände deiner Wohnung usw. mit deutschen Namen. Und mußt du ein Fremdwort gebrauchen, dann drehe es erst dreimal im Munde um, ehe du es über die Lippen bringst.

Hilfe bei der Schularbei[t]

Denn leider muß man im Deutschen, wenn man sich überhaupt verständlich machen will, bisweilen ein Fremdwort gebrauchen. Es gibt ja z. B. eine Menge öffentlicher Bezeichnungen wie Polizei, Stadtsekretär, Finanzamt, Direktion, Chaussee, die man nicht ändern kann und darf; es gibt zahlreiche fremdsprachliche Begriffe, die wir heute nicht mehr oder noch nicht entbehren können wie Maschine, Natur, Religion, Politik, Kritik, Nation, privat usw.; und es gibt endlich eine lange Reihe solcher, die wir auch nicht mehr entbehren möchten, zumal sie auch äußerlich kaum noch als fremd erscheinen wie Post, Amt, Provinz, Straße, Körper, Musik, Familie usw. Es hätte also keinen Sinn, in Schule und Haus so zu tun, als ob es in der deutschen Sprache keine Fremdwörter gäbe. Die Schule kann sich vielmehr nicht der Aufgabe entziehen, die Kinder mit der Bedeutung und der Schreibweise der im öffentlichen Leben unentbehrlichen oder doch viel gebrauchten Fremdwörter bekanntzumachen. Diese Aufgabe ist für die Volksschulen, die ja keinen fremdsprachlichen Unterricht haben, nicht ganz leicht. Es kann ihnen daher nur erwünscht sein, wenn auch das Elternhaus sich damit vertraut macht und nötigenfalls dabei hilft. Die Frage der Fremdwortschreibung wird überdies, worauf wir schon hinwiesen, auch daheim manchmal auftauchen, wenn Niederschriften, Briefe, Berichte u. dergl. geschrieben werden. Wir wollen darum hier auf einige wichtige Regeln hinweisen.

1. Langgesprochenes i, das im Deutschen gewöhnlich ie (Wiese, bieten) geschrieben wird, schreibt man in Fremdwörtern meist nur mit einfachem i, z. B.: Bibel, Tiger, Gardine, Zitrone, Apfelsine, Rosine, Maschine, Fabrik, Musik, Familie, Kamin, Christine, Karoline, Wilhelmine usw. (die Endung „ine" der weiblichen Personennamen stammt aus dem Französischen). — Ausnahmen von dieser Regel sind: Die Endungen ie und ier der Hauptwörter (Monarchie, Genie, Sympathie, Offizier, Quartier, Spalier, Barbier, Polier usw.) und die Endung ieren der Zeitwörter (frisieren, radieren, regieren, kommandieren, studieren, gratulieren, musizieren usw.), ebenso auch die davon abgeleiteten Hauptwörter wie Regierung, Radierung, Hantierung usw.

2. Statt ck steht in Fremdwörtern meist nur einfaches k, z. B. in Rektor, Direktor, Inspektor, Doktor, Akten, Paket (dagegen Päckchen, Gepäck von packen), Insekt, Sekte, Sekt, Diktat, Lektion, Lektüre usw. (Ausnahmen: Baracke, Perücke, barock).

3. Der Z-Laut wird in gewissen Verbindungen, besonders vor der Silbe ion mit t bezeichnet, z. B. in Nation, Portion, Station, Aktion, Lektion, auch in Patient.

4. Die meisten Fremdwörter haben das th beibehalten, das in deutschen Wörtern nicht mehr geschrieben wird, z. B. in Theater, Thema, Theorie, Apotheke, Hypothek, Mathematik, Diphtherie, Aether, Thron, Kathedrale, katholisch, Theodor, Dorothea usw.

5. Auch ph wird noch in vielen Fremdwörtern geschrieben, wo in deutschen f steht, z. B. in Photographie, photographisch, Physik, physikalisch, Grammophon, Telegraphie, Geograhie, Stenographie, Prophet, Pharisäer, Phantasie, Philosoph, Phrase, Phlegma, Philipp, Philister usw. Doch geht man immer mehr dazu über, diesen ursprünglich griechischen Wörtern ein mehr deutsches Aussehen zu geben, so daß man heute ohne Bedenken schreiben kann: Fotografie, Telegrafie, Telefon, Fantasie. Es war eine sprachliche Verirrung, daß man früher so echt deutsche Namen wie Adolf, Rudolf, Arnulf, Westfalen mit ph schrieb.

6. Die Wörter mit den Vorsilben Kon, Kom, Kol, Kor, die alle auf den gleichen lateinischen Ursprung zurückgehen, schreibt man heute nur noch mit K statt wie früher mit C, z. B.: Konditorei, Konzert, Konfirmation, Konfession, Konrektor, Konversation, Kontor, Komponist, Kompliment, Kommune, Kommunion, Kommission, Kommando, Korporal, korrekt, Korrektur, Korridor, Kollege, Kollekte, Koloß, kolportieren usw.

Viel fremder noch als die bisher aufgeführten muten uns alle die Fremdwörter, meist französischen Ursprungs, an, in denen bestimmte Laute ganz anders als in deutschen bezeichnet werden, z. B. u durch ou (Route, Tour) ö durch eu (Malheur, Kommandeur, Gouverneur), ä durch ai (Palais, Chaise, Saison), o durch au (Chauffeur, Chaussee), lj durch ill (Bouillon, Bataillon), nj durch gn (Kompagnie, Kampagne) weiches sch durch g (Logis, rangieren, Garage) und viele andere, auf die wir hier nicht eingehen können. Man geht auch immer mehr dazu über, sie nach deutscher Weise zu schreiben (Büro, Kompanie); am besten wäre es freilich, man würde sie des Landes verweisen. Sie sind fast alle durchaus entbehrlich. Es sind fremde Federn, die die deutsche Sprache nicht schmücken, sondern verunzieren.

Zum Schluß noch ein kurzer Hinweis auf die Bedeutung einiger häufig wiederkehrender fremder Wortteile: Auto = selbst (Automobil, Automat, autonom, Autogramm), mono = einzig, allein (Monogramm, Monopol, Monokel = Einglas, monoton = eintönig), anti = gegen (Antialkoholiker, Antipathie, Antipode = Gegenfüßler), graphie = Schreibung (Geographie = Erdbeschreibung, Stenographie, Graphit, Graphologe = Schriftdeuter), phone = Laut, Stimme (Phonograph = Lautschreiber, Grammophon, Symphonie = Zusammenklang, Telephon), tele = fern (Telegraph = Fernschreiber, Telephon, Telefunken, Teleskop = Fernglas).

Für unsere Volksschüler dürfte das, was wir hier auf beschränktem Raum über die Fremdwörter sagen konnten, im allgemeinen genügen. Wer darüber hinaus sich damit befassen muß oder will, der muß schon zum Wörterbuch greifen. Das wird ja leider oft genug nötig sein, solange im öffentlichen Leben das Fremdwort eine so hervorragende Rolle spielt. Im deutschen Hause aber und am deutschen Herd sollte allein die deutsche Sprache unverfälscht und unverwelscht herrschen, die Sprache, von der der schlesische Dichter Friedrich von Logau (1604—1655) in der Zeit tiefster deutscher Not und schlimmster deutscher Sprachverwilderung sagte:

„Ist die deutsche Sprache rauh? da doch keine andre nicht
so vom liebsten Tau der Welt, von der Liebe lieblich spricht."

Das Ehrenkreuz der Deutschen Mutter

Wie es entsteht und wer es erhält

Aufnahmen: [illegible]

Zu der Verordnung des Führers über die Stiftung des Ehrenkreuzes der deutschen Mutter hat der Reichsinnenminister im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers Ausführungsanweisungen erlassen. Insbesondere enthalten sie auch ein Merkblatt für die Auslese der Mütter, die für die Verleihung vorgeschlagen werden sollen.

Unwürdig der Ehrung ist die Mutter, die mit Zuchthaus oder wegen verwerflicher, besonders dem Sinne des Ehrenkreuzes widersprechender Handlungen, z. B. Abtreibung, bestraft worden ist. Unwürdig ist auch die Mutter, die — ohne auf Grund gesetzlicher Bestimmungen bestraft worden zu sein — das Ansehen der deutschen Mutter schwer geschädigt hat, z. B. durch Gewerbsunzucht oder nicht strafbare Rassenschande. Weiter kommen Mütter von erbkranken und asozialen Familien für die Verleihung nicht in Frage. Während beim Vorkommen vereinzelter Erbkrankheiten in sonst tüchtigen, fleißigen und anständigen Familien großzügig verfahren werden soll, ist streng darauf zu achten, daß keine Mütter asozialer Großfamilien für die Verleihung des Ehrenkreuzes gemeldet werden. Als asozial sind Familien anzusehen: 1. die fortgesetzt mit den Strafgesetzen, der Polizei und den Behörden in Konflikt geraten; 2. deren Mitglieder arbeitsscheu sind und dauernd versuchen, den Wohlfahrtseinrichtungen zur Last zu fallen. Es fallen hierunter auch Familien, die offensichtlich ihre Kinder als Einnahmequelle betrachten, indem sie von reichlichen Kinderbeihilfen leben und geregelter Arbeit aus dem Wege gehen; 3. die unwirtschaftlich und hemmungslos sind, z. B. die einmalige Kinderbeihilfe verschwendet haben; 4. die mangels eigenen Verantwortungsbewußtseins ohne Beaufsichtigung weder einen geordneten Haushalt zu führen noch ihre Kinder zu brauchbaren Volksgenossen zu erziehen vermögen; 5. deren Angehörige Trinker sind oder durch unsittlichen Lebenswandel auffallen. Die asozialen Großfamilien stellen, wie das Merkblatt sagt, eine ungeheure Gefahr und Bedrohung unseres Volkes für Gegenwart und Zukunft dar.


Die Grundform wird aus einem Metallband ausgestanzt


Die weiße Emaille wird aufgetragen

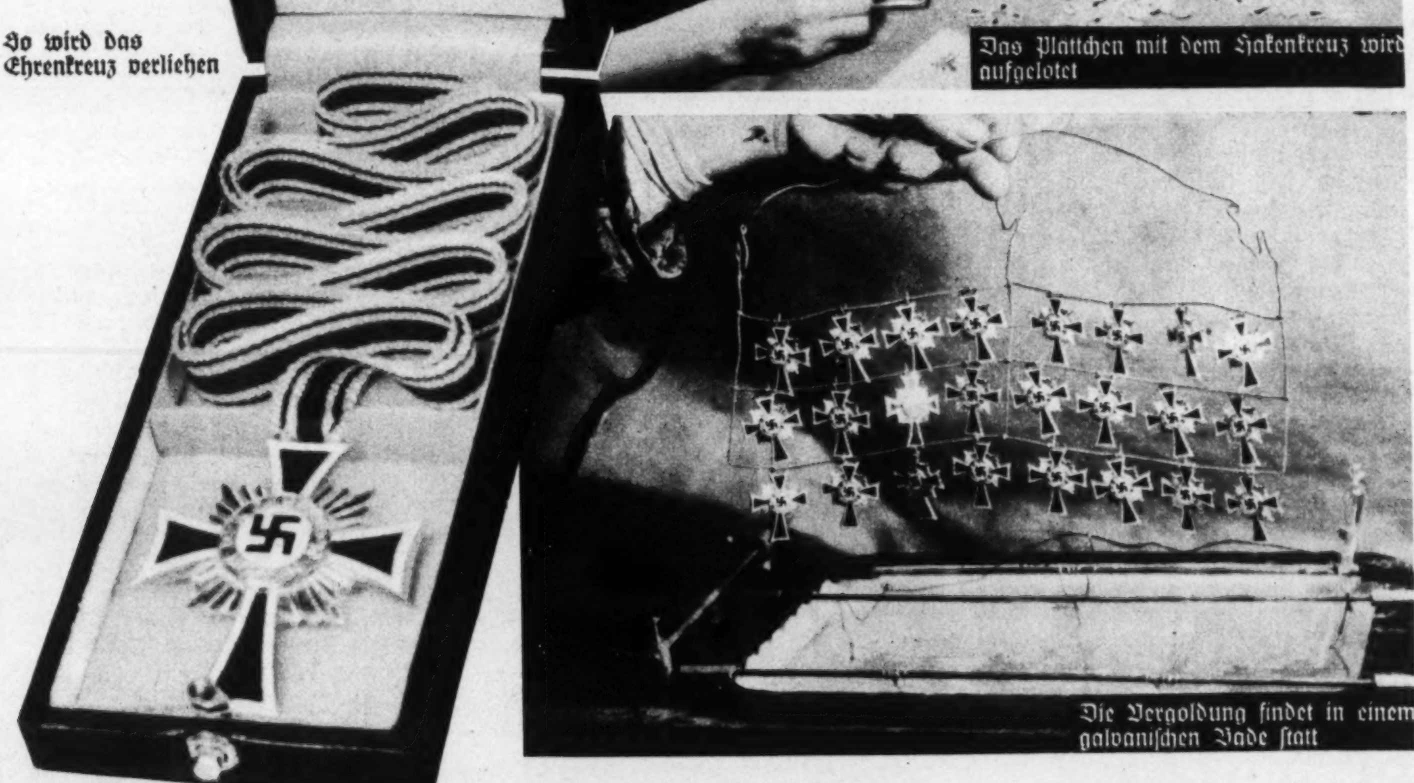
Der Erlaß selbst bestimmt, daß die Vorschläge auf Verleihung des Ehrenkreuzes vom Bürgermeister von Amts wegen oder auf Antrag des Ortsgruppenleiters der NSDAP., oder des Kreiswarts des Reichsbundes der Kinderreichen aufzustellen sind. Dadurch soll nicht ausgeschlossen werden, daß von anderer Seite, insbesondere seitens der mündigen Kinder der Mutter, Anregungen auf Erteilung des Ehrenkreuzes eingebracht werden. Zuständig ist in allen Fällen der Bürgermeister, in dessen Bezirk die betreffende Mutter ihren ständigen Wohnsitz hat. Nach der Satzung müssen mindestens vier lebendgeborene Kinder zu verzeichnen sein, wenn die Mutter ein Ehrenkreuz (dritter Stufe) erhalten soll. Angenommene Kinder, Pflegekinder usw., scheiden für die Anrechnung aus. Der Verleihung steht es nicht im Wege, wenn die Kinder durch Einwirkung äußerer Ursachen in ihrer körperlichen oder geistigen Entwicklungsfähigkeit beschränkt sind. Da es nicht möglich sein wird, schon bis zum Muttertag 1939, dem 21. Mai, eine so große Anzahl von Ehrenkreuzen herzustellen, daß alle in Frage kommenden Mütter es beim ersten Verleihungstermin erhalten können, sind die Vorschläge vordringlich zu bearbeiten, die über 70 Jahre alte Mütter betreffen, danach die für Mütter von 65 bis 70 Jahren und schließlich die für Mütter von 60 bis 65 Jahren. Die Vorschläge für die noch verbleibenden niedrigeren Altersstufen sind von den Gemeinden ebenfalls beschleunigt zu bearbeiten, wobei der Minister die Termine so vorschreibt, daß man mit den restlichen Verleihungen für den Muttertag 1940 rechnen kann.



Die Emaille wird aufgebrannt



Das Plattchen mit dem Hakenkreuz wird aufgelotet

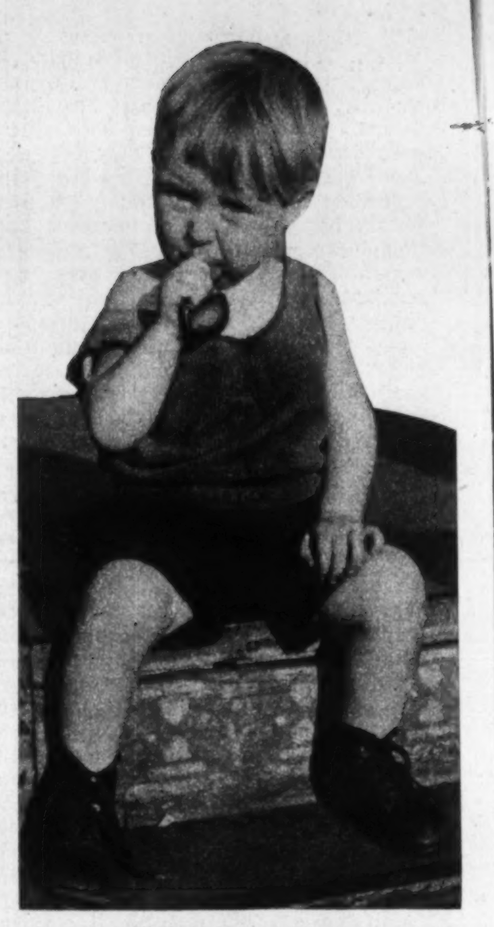


So wird das Ehrenkreuz verliehen

Die Vergoldung findet in einem galvanischen Bade statt

Bübchen rückt aus

Von Alice Weiß- v. Ruckteschell



Aufnahme: F. Zeiter

„Mutti, ich möchte so gern ein paar Buchelen haben."

Buchelen sind Bucheckern, und wir haben uns auf unseren Herbstspaziergängen einen hübschen Vorrat davon zusammengehamstert. Aber dieser — wie alle meine Vorräte — sind der gesunden Genußfähigkeit dreier unbekümmerter junger Menschenkinder auf die Dauer nicht gewachsen; kurzum: die „Buchelen"schale ist leer, und Bübchen erhält entsprechenden Bescheid.

„Denn wollen wir wieder welche holen, ja?".

„Freilich, Bübchen, sobald die Mutti Zeit hat."

„Wenn hat denn die Mutti wieder Zeit?"

„Ja, wann? Eigentlich hat die Mutter n i e Zeit, wenn sie sich nicht geradezu welche abstiehlt. Und nun gar jetzt! Die große Wäsche ist kaum überstanden, noch ist die Bügelei nicht völlig erledigt, aber Stopf- und Flickkommode quellen schon über, und dann sind noch die Kleider durchzusehen, zu sichten, zu richten, zu ersetzen; es muß Wolle gewickelt, es wollen Strümpfe gestrickt werden. Das neue Buch aus der Leihbücherei liegt schon drei Tage da, und man hat noch kaum einen Blick hineinwerfen können. Auf dem Schreibtisch tummeln sich seit Tagen mehrere unbeantwortete Briefe — wir wissen's ja alle: des Schicksals Tücke läßt lange ausstehende Post immer ausgerechnet in der Waschwoche kommen!

Es ist also eine fromme Lüge, und nur zur Besänftigung eines ungeduldigen Bubenherzleins erlaubt, wenn Mutter sagt: „Nachher, Bübchen."

„Aber wann ist denn das: nachher?"

„Später, Bübchen, wenn Mutter mit der Arbeit fertig ist."

„Aber wann ist denn das: später, wenn du mit die Arbeit fertig bist?"

„Na, sagen wir mal — — morgen."

„Och", macht er enttäuscht.

Er geht dann an seinen Baukasten, und die Buchelen sind vergessen. Eine Weile später hört er seine Kameraden draußen und bettelt sich hinaus.

„Aber mit meinem Roller, Mutti." Auch der Roller wird bewilligt. So — nun kann die Arbeit beginnen. Bübchen ist gut versorgt; die Straße liegt abseits und ruhig, hier ist kaum Verkehr, es kann ihm also nach menschlichem Ermessen nichts passieren.

Allerdings, beunruhigend ist es ja doch, wenn man solch kleinen Mann allein draußen weiß. So etwa jede Viertelstunde geht Mutter ans Fenster. Ja, er „rollert" strahlend vorüber, oder er trollt schnaufend vor Eifer hinter seinem „rollernden" Kameraden her. Und als eine Stunde herum ist, und die Zeit für sein Butterbrot gekommen, ohne daß er sich gemeldet, denkt Mutter: bring's ihm hinaus — da schmeckt's besser, und das Spiel ist nicht gestört.

Aber da ist kein Bübchen zu sehen. Nur der kleine Roller lehnt verlassen an der Hauswand. „Lausbub", grollt Mutter, „d e n hätte er doch wenigstens hereinbringen können", und trägt den Roller ins Haus. Auch das Butterbrot nimmt sie wieder mit. Soll er sich's nur holen kommen. Jetzt wird er sich ohnedies gleich melden.

Aber wer sich nicht meldet, ist der Bub.

Mutter kriegt's nun doch mit der Unruhe. Sie schaltet das Bügeleisen aus und begibt sich auf die Straße. Nein, da ist er immer noch nicht. Aber weit kann er ja nicht sein. Sie kennt seine Tummelplätzchen: die „Butterwiese" und das Eisenbahnbrückchen und den alten Hof mit dem Nußbaum. Sie macht also ihre Runde, aber der Bursch ist nicht da, und es hat ihn auch keiner gesehen. Wo in aller Welt mag er nur stecken, der Lausbub? Na, der soll nur heimkommen! Hinaus darf er heute zur Strafe gewiß nicht wieder und sein Butterbrot kriegt er nun vor Tisch auch nicht mehr!

Und dann fallen ihr plötzlich, siedeheiß, die „Buchelen" ein. Er wird doch wohl nicht in den Wald gelaufen sein? Und wenn, auf welchem Wege? Es gibt ihrer zwei, die hinführen, über die Brücke und über den Bahndamm. Sie sind beide voller Gefahren und Versuchungen für solch dreijährigen Knirps. Und der Wald ist groß.

„Das Fahrrad", beschließt Mutter, „da kommt man am schnellsten voran."

Nach zwei Stunden, von Angst und Hoffnung gejagt, kommt sie wieder an. Ihr schlägt das Herz bis in den Hals hinauf. Sie hat ihn nicht gefunden, aber er könnte doch inzwischen heimgekommen sein. Ja, gewiß ist er heimgekommen! Sie meint, förmlich seinen blonden Schopf um die Ecke herum leuchten zu sehen. Und da, ist das nicht ein Zipfel von seinem roten Höschen?

Nein! Es ist weder Schopf noch Höschen. Und das Stimmchen, das hinter der Straßenbiegung „Mutti" ruft, ist auch nicht seines.

Straße und Haus sind leer. Sind ganz leer.

Was jetzt tun? Das Herz ist ihr schwer von Tränen.

Die Turmuhr schlägt.

Eine Stunde schon über Mittag! Schnell das Essen richten für die Großen, die gleich heimkommen müssen, und dann wieder fort, wieder suchen, wieder — bis — —

Bis w a s?

Nein, das darf sie nicht ausdenken, nicht zu Ende denken! Bis er wieder da ist! Nur, bis er wieder da ist. Aber wenn er nicht kommt? Wenn...

Man müßte zur Polizei — jawohl — das muß man — das wird sie tun. Und sie klammert sich an diesen Entschluß, während sie die zerkochten Kartoffeln abgießt, die Tunke anrührt und mit zitternden Händen die Teller auf den Tisch stellt.

Sein kleines Tellerchen mit dem Katzenbildchen drauf — und da liegt noch sein Butterbrot auf seinem Platze.

Und nun kommen doch die Tränen. — Sie konnten alle nichts essen an diesem Mittag, und sie liefen gleich wieder aus nach allen Seiten.

„Bleib du da, Mutter, wenn er vielleicht doch noch kommt, oder wenn einer ...“

„Ich soll allein bleiben? Ich soll hier allein bleiben?“

Aber sie sind schon davongehastet, und einer muß ja auch schließlich da sein. Die Mutter geht hin und her, räumt mechanisch ab, spült gewohnheitsgemäß ihr Geschirr, das keiner benutzte. Sein Tellerchen wird sie noch stehen lassen. Wie muß er hungrig sein, wenn er heimkommt! Auch das Butterbrot wird sie ihm noch liegen lassen. Wie lange ist er denn schon fort? Ein, zwei, drei, fünf Stunden? Wie kann er denn fünf Stunden laufen, immer nur laufen auf seinen kleinen Füßen? Und sie stellt ihm, froh dieses Einfalls, seine warmen Pantöffelchen zurecht.

Aber dann bleibt nichts mehr zu tun.

Wenn wenigstens die andern kämen! Die müßten doch auch schon längst zurück sein. Man kann sie doch nicht allein lassen, stundenlang so allein in dieser Ungewißheit und Qual. Ob sie ihn noch suchen? Ob sie ihn gefunden haben? Wie? Wo? Ach, gewiß wissen die jetzt mehr als sie und trauen sich nicht heim.

„Ich will ja still sein“, denkt sie, „ich will ganz tapfer sein, ich werde ganz ruhig sein. Aber ich muß es doch w i s s e n.“

Und dann wirft sie sich mit plötzlichem Entschluß den Mantel über: jetzt gehe ich zur Polizei.

Die Straße liegt in grauer Nachmittagsträgheit; der dumpfe Dunst hat sich in leichten Sprühregen aufgelöst. Der Wind treibt gelbe Blätter raschelnd vor sich her. Sonst ist alles still. — Um die Ecke her kommen Schritte, müde Schritte, kleine tapsende Schritte, und dann schwenkt ein Trüpplein in die Gasse, ein rotes Fetzchen leuchtet auf, ein blondes Kopfrund ist da, wie ein kleiner rollender Ball, ihr flimmert's vor Augen vor lauter rot und gelb, sie sieht Funken sprühen und kleine Lichtkugeln tanzen wie Irrwische — — und dann schreit's „Mutti! Mutti! Mutti!“ Und ein kleiner regennasser, lehmverspritzter Kerl fliegt ihr in die Arme und flüstert an ihrer tränenüberströmten Backe: „Ich hab mein ganz Schürzentäßchen, — hab ich voll Buchelen für dich.“

Sie tätschelt sein Wänglein, drückt ihn immer wieder an sich. „Für mich — für mich.“

„Und für mich auch“, erklärt er mit edler Selbstverständlichkeit und Aufrichtigkeit.

Die Pantöffelchen werden keines Blickes gewürdigt. „Ich hab s o Hunger“ heißt es nur, und es ist ihm höchst unbegreiflich und unbequem, daß erst noch so viel gehätschelt, geküßt und geweint werden muß, ehe er endlich essen darf.

Für das anschließende Verhör zeigt er noch weniger Verständnis.

Wo er denn gewesen sei?

„Im Walde. Wir haben Buchelen gesucht.“

Bübchen, Lausbub elender, du darfst doch nicht allein in den Wald gehn! Du darfst doch nicht einfach ausrücken! Hab ich dir nicht schon so und so oft verboten, einfach wegzulaufen?!“

Und hierauf, unter Kauen und Schlucken, die verblüffend einfache Entgegnung:

„Aber d u gehst doch nicht mit mir!“

Was war alle ausgestandene Angst gegen diesen unerwarteten Vorwurf, der schon den Keim einer Anklage in sich trug?

In Gottes Namen denn: laß die Wäsche noch einen Tag im Korbe, laß die Strümpfe noch einen Tag ungestopft, laß fünf gerade sein, nimm den üblen Leumund auf dich, du seist eine schlechte, nachlässige Hausfrau ...

Laß sie dich über die Achseln anschauen, laß sie von dir sagen, was immer sie mögen, aber v e r s c h u l d e n i e w i e d e r e i n e n s o l c h e n V o r w u r f d e i n e s K i n d e s: du hättest keine Zeit für seine Angelegenheiten!



Ein Blick ins Märchenland

Aufnahme: [illegible]

Unsere Rechenstunde

Die schönen Osterferien sind längst vorbei! Das neue Schuljahr hat begonnen. Auch für uns im Rechnen! Die Rechenstunde der „Reichs-Elternwarte" will den Eltern helfen — beim Helfen. — W a s wir in jeder einzelnen Klasse rechnen, sagten wir bereits (siehe REW. Heft Nr. 9). W i e wir rechnen, soll uns nun fürderhin beschäftigen. — Das Grundschulrechnen (1.—4. Schuljahr) ist an sich nicht schwer zu meistern. Oberster Leitsatz bei unsern Ratschlägen muß sein: so wie der Klassenlehrer der Heimat rechnet, ist es richtig! Der Lehrplan ist einheitlich, der Stoffplan heimatgebunden — die Lehrmethode frei und daher vielgestaltig, wie wir früher schon betonten. Deshalb bleibt aber doch allerwärts Zuzählen — Zuzählen! und Abziehen — Abziehen! Wir werden auch nicht annehmen dürfen, daß nun in ganz Deutschland überall in der Klasse des 5. Schuljahres z. B. am Anfang des neuen Schuljahres der Stoffplan mit der gemeinen Bruchrechnung beginnt. Nicht wenige Lehrer halten es für richtig, mit der Dezimalbruchrechnung anzufangen. Darum wird unser Rechenquerschnitt durch die acht Schuljahre der Volksschule, den wir mit dem laufenden Rechenstoff des eben begonnenen Schuljahres möglichst in Uebereinstimmung halten wollen, nur hier und da genau „passen", da die Schulsysteme in Stadt und Land zu mannigfaltig sind. Wir meinen aber der Sache doch zu dienen, wenn wir nur eben rechnen! Und so wollen wir anfangen zu helfen — beim Helfen! (siehe auch die einschlägigen Arbeiten der REW., Jahrgang 1938/39!) —

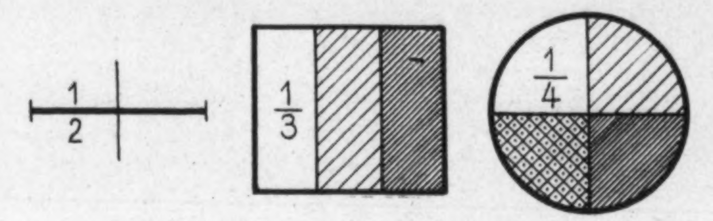
W a s gegenwärtig in der Schule gerechnet wird, sagt uns zumeist wohl das in der Hand der Schüler befindliche Rechenbuch. Andernfalls können uns die Rechenaufgaben der häuslichen Schularbeit Wegweiser sein. Das Grundschulrechnen hat uns schon des öfteren beschäftigt. Ueber das Rechnen des 1. Schuljahres ist Grundsätzliches in Nr. 8 der REW. (Die Kleinen fangen an zu rechnen!) gesagt. Für die neue Leserschaft unserer Elternzeitung aber möchten wir zusammenfassend folgende Gedanken herausstellen: Der Zahlenraum 1 bis 100 läßt das Rechnen mit „Uebergängen" (Uebergang über den Zehner!) für die Abc-Schützen nicht zu! Uebereifrige Eltern rechnen gern: 9+2, 7+5, 18+4, 11—3, 32—5 usw. Solche Aufgaben gehören ins 2. Schuljahr! Ueberhaupt hat es mit dem obigen abstrakten (gedanklichen) Rechnen noch lange, lange Zeit! Grundsatz: Nicht der Schule „vorarbeiten"! So gut diese Unterstützung für den Lehrer gemeint ist, — sie richtet in den meisten Fällen nur großen Schaden an! Der Lehrer als Fachmann allein gibt das Tempo an! Bestimmt doch auch der Arzt das Rezept, die Stärke der Dosis — und nicht der Ratsuchende! Auch das vorzeitige Ueben der Ziffern ist schädlich. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß das bloße Hersagen von Zahlenreihen und gar Rechenoperationen (Zulegen und Wegnehmen) o h n e Zahlen e r l e b n i s einen Wert hat. Worthülsen ohne Wortinhalt, unverdautes Nachplappern haben wir in diesem Fall vor uns, nichts weiter! Rechnen muß e r l e b t sein! Und dieses E r l e b e n im Zahlenreich — besonders bei den Schulanfängern! — geht allem abstrakten Rechnen voran. Damit gehen Wochen und Monate ins Land — Geduld! Abwarten! heißt also vorerst unser gutgemeinter Rat für die Eltern der Kleinen. — Die Klasse des 2. Schuljahres wiederholt noch fleißig den Stoff des abgelaufenen Schuljahres, wie überhaupt die Wiederholung in allen Klassen das Feld beherrscht! Kann doch das nächste Stockwerk des Hauses erst gebaut werden, wenn das drunterliegende solide steht! Vor allem muß doch das Fundament des Hauses recht fest sein — der Zahlenraum von 1—100 — d a s Rechenfundament! — beschäftigt uns doch ein ganzes Menschenleben lang, täglich! stündlich! In der Familie! Im Beruf! In heitern und ernsten Stunden! D a r u m also z w e i Jahre Rechnen nichts weiter als im Zahlenbereich 1 bis 100! — Das 2. Schuljahr hat seine besondere Bedeutung noch durch das Erlernen des kleinen Einmaleins! Ein Wink für später aus immer wiederkehrender Erfahrung sei hier gegeben: Gleich beim ersten Auswendiglernen des Einmaleins gründlich und sorgfältig einüben! Was hier am Anfang durch Flüchtigkeit und Ungenauigkeit (Faulheit) verpfuscht wird, rächt sich oft ein ganzes (Schul-) Leben lang! Darum heißt es hier besonders: Strenge und unerbittliche Kontrolle durch das Elternhaus bei der häuslichen Schularbeit des Einmaleins! —

Im 3. und 4. Schuljahr wird die Welt der Zahlen dann bis 1000 bezw. bis Unendlich erweitert — recht verstanden aber wird sie zum Leidwesen von Kind, Eltern und Schule in vielen Fällen bei der Schulentlassung oft noch nicht. Kein Wunder — sagt man doch mit Recht: Rechnen ist eine Kunst! Wir wollen mit diesen allgemeinen Bemerkungen das Rechnen der Grundschule, weil vorerst ohne Schwierigkeiten — für die Mutter, verlassen und Ausschau auf die oberen Jahrgänge der Volksschule halten.

Für das 5. und 6. Schuljahr schreibt der Rechenlehrplan vor: Die Bruchrechnung. Die Schlußrechnung. Die Zeitrechnung. Die Durchschnittsrechnung. Die Anfänge der Hundertstel- und Tausendstelrechnung (als Vorbereitung der Prozentrechnung bezw. Promillerechnung). Allenthalben geht es am Anfang dieser Klassen also „in die Brüche"!, in die gemeine Bruchrechnung und die Dezimalbruchrechnung. Ja, es ist auch nicht so einfach, das Bruchrechnen. Voraussetzung für gutes Rechnen hier ist das Verständnis vom Wesen des Bruches. Und darum geht für die ersten Wochen das Mühen. Die Grundlage hierzu ist schon am Ende der Grundschule gelegt worden. Die neue Zahlform ist die B r u c h z a h l. Die üblichsten Bruchformen Halbe und Viertel, Achtel, Drittel, Fünftel und Zehntel sind halbwegs „bekannt". Es wird nun untersucht werden müssen, ob die vom Kinde gehandhabte Bruchbenutzung auf klarer, fester Grundlage ruht. Die Vor-

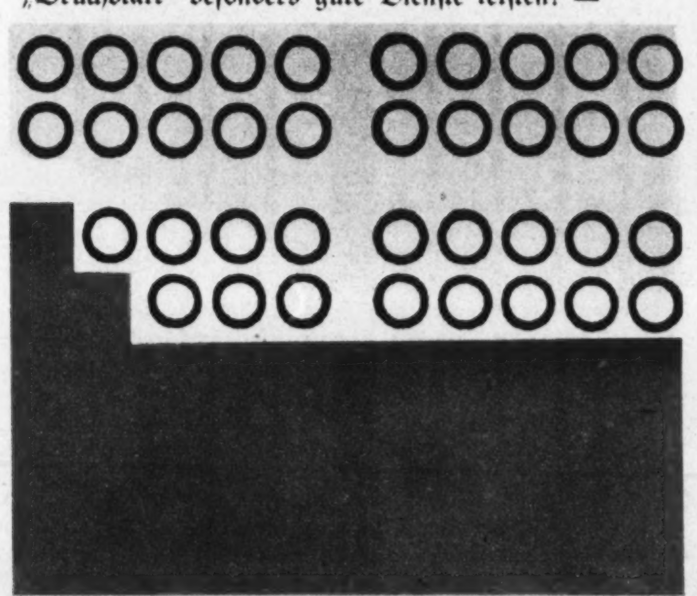


aussetzung für diese Grundlage ist das Verständnis für die Grundrechnungsart Teilen (Division). Stellt doch jeder Bruch eine nicht ausgeführte Teilungsaufgabe dar ($1/4 = 1 : 4$, $3/8 = 3 : 8$ usw.), die nicht aufgeht. Indem ich 1 Ganzes in vier gleiche Teile zerlege, erhalte ich $1/4$. Beim Teiler 3 gibt es Drittel. Die Erkenntnis, daß ein Drittel größer ist als ein Viertel, ist schon ein großer Gewinn. Sehr wichtig ist beim Begreifen der Brüche das Veranschaulichungsmittel:



Die Kreisform als Rechensymbol für ein Ding (Apfelsine, Torte, Eierkuchen usw.) ist die bessere Anschauung dabei. Ein sehr gutes Hilfsmittel für eine h a n d e l n d e Anschauung ist gefaltetes Papier. Den Kindern wird durch Ecke-auf-Ecke-Legen eine Faltung, ein „Bruch" am Papier gezeigt. (Etwa ein Tageheft- oder Rechenheft-Blatt eines vollen Heftes wird genommen!) Mittels wagerechter und senkrechter Faltung unseres „Bruchblattes" entstehen Halbe, Viertel, Achtel — Drittel, Sechstel, Zwölftel — Fünftel, Zehntel usw. Durch Vergleiche und Darstellungsübungen erkennen wir: $1/8$ ist mehr als $1/10$, $3/8$ sind fast $4/10$, $4/8$ sind gleich $5/10 = 2/4 = 3/6$ usw.

Die Kühnel'sche Hundertertafel, die mit dem Abdeckblatt im Anfangsunterricht für Zahlauffassung und -darstellung von 1 bis 100 benutzt wurde, wird als „Bruchblatt" besonders gute Dienste leisten! —



Nehmen wir v e r s c h i e d e n e große „Bruchblätter" und „brechen" sie, so finden wir, daß die einzelnen „Brüche" unter sich verschieden groß sind: Wohl ist ein Viertel immer der vierte Teil eines Ganzen — die Viertel haben aber verschiedenen Wert, je nach der Größe der Einheit, die geteilt wurde. ($1/4$ von einem Kürbis ist größer als $1/4$ eines großen Apfels oder einer Tomate!) — Die Arten der Brüche und ihre Wert- und Formveränderung durch Rechenoperationen sind Gegenstand einer späteren methodischen Einheit. — Aehnlich können wir die Ueberlegung anstellen, wenn wir die Dezimalbrüche begreifen wollen. Die vorhin gezeigte Hundertertafel und der Zollstock sind geeignete Anschauungsmittel. Wir verweisen zum näheren Verständnis auf unsere Arbeit über die Dezimalbruchrechnung in Nr. 7 der „REW.". Das p r a k t i s c h e Rechnen mit Dezimalbrüchen wird uns zur rechten Zeit beschäftigen.

Das 7. und 8. Schuljahr werden z. Z. in der Hauptsache in der Wiederholung und Befestigung des Gelernten ihre Aufgabe sehen. Für das 7. Schuljahr insbesondere gilt es jetzt, die allgemeine Prozentrechnung zu bewältigen. Der Prozentbegriff macht seltsamerweise so manchem Kind große Schwierigkeit. Vielleicht schreckt rein äußerlich schon das Fremdwort „Prozent" ab. Die „Hundertsatzrechnung" — oder die „Hundertstelrechnung" klingt viel harmloser. Mit dieser Benennung wird gleichzeitig der Charakter der Prozentzahl als eines ganz gewöhnlichen Dezimalbruches mit dem Nenner 100 festgestellt. $1\% = 1$ Prozent heißt, indem diese Dezimalzahl als Vergleichszahl gesetzt wird: Wieviel kommen auf 100? — (? v. H.). Darum sind $1\% = 1$ Prozent $= 1$ v. H. (vom Hundert!) $= 0{,}01 = 1/100$ ein und dasselbe! So ist 1% von jeder beliebigen benannten und unbenannten Zahl ein Hundertstel ($1/100$) derselben. „Müllers Küche ist mit 100 Fliesen belegt. Es sind 4 schadhaft." Frage: Wieviel vom Hundert? Antwort: 4 v. H. (4% — 0,04 — $4/100$). Wir rechnen mit der Hundertertafel — ein „Schachbrett" mit 100 Feldern, das wir uns auch selbst anfertigen können — (oder nehmen die Kühnel'sche Hundertertafel, von der wir anfangs sprachen!) und zeigen oder verdecken:

$1/100$, 97 v. H., 0,09, 36 v. H. usw. — Berechne, wieviel v. H. es sind! a) 40 von 200 (20%), 18 von 50 (36%), b) 10 von 1000 (1%), c) 1½ von 10 (15%), d) 1 von 25 (4%). „Kleiden" wir diese Aufgaben ein, so könnte das etwa so aussehen: „Unter 200 Einwohnern sind 40 Schulkinder. Wieviel kommen auf 100?" — „Von 50 RM gebe ich 18 RM aus. Von 100 RM wären es wieviel RM?" — „Bei 1000 Eiern sind 10 schlecht geworden. Auf 100 kommen wieviel?" — „10 Ztr. Kohlen liegen im Keller. Davon verbrenne ich 1½ Ztr. — Wieviel Prozent?" —

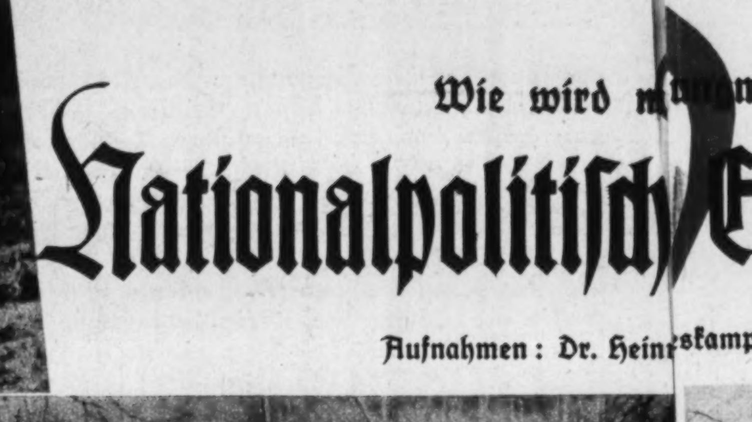
„25 Pimpfe suchen Quartier. Ein Pimpf bleibt übrig. Wieviel v. H.?" usw. — Alle Beziehungen des menschlichen Lebens lassen sich, wenn man will, „prozentual" ausdrücken! „Mit 99% Wahrscheinlichkeit sieht es nach schlecht Wetter aus!" „Verdeutscht" will diese Ausdrucksweise doch besagen: Es fehlt nur $1/100$ an der sicheren Vorhersage! — „Der ist 100prozentig gesund!" (Also g a n z gesund!) — Auf dem Schießstand: „300 Patronen sind verschossen, darunter waren 30% Versager!" (also 90!) usw. —

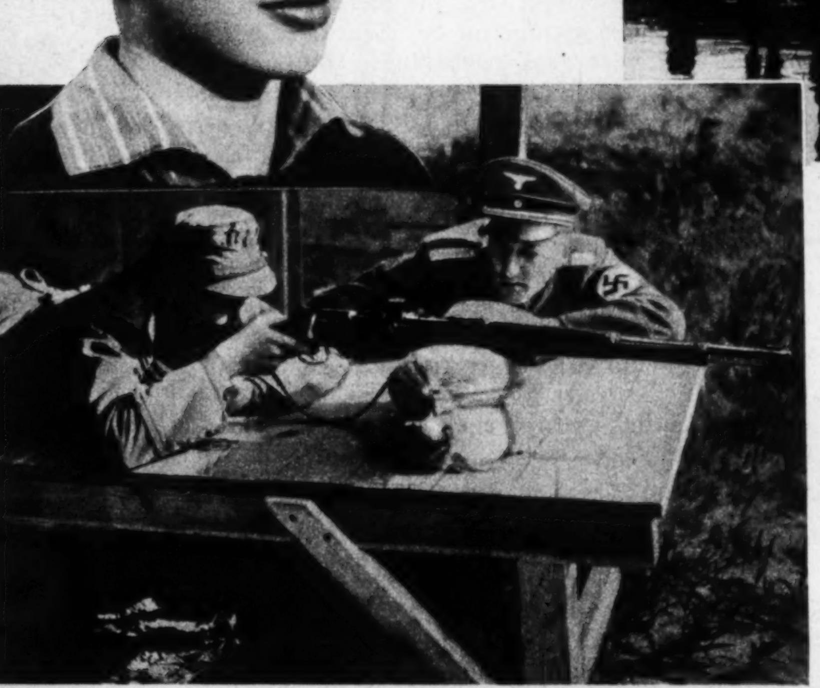
Willy Kranz

Wie wird m...

Nationalpolitisch... E...

Aufnahmen: Dr. Heinr...skamp







Als Stätten nationalsozialistischer Gemeinschaftserziehung haben die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten die Aufgabe, durch eine besonders vielseitige, aber auch besonders harte, jahrelange Erziehung dem deutschen Volke Männer zur Verfügung zu stellen, die den Anforderungen gewachsen sind, die an die kommende Führergeneration gestellt werden müssen.

Um diese Aufgabe erfüllen zu können, brauchen sie laufend einen völlig gesunden, rassisch einwandfreien, charakterlich sauberen und geistig überdurchschnittlich begabten Nachwuchs.

Bewerber, die diesen erhöhten Anforderungen nicht gewachsen sind, haben darum keine Aussicht auf Aufnahme. Ausschlaggebend für die Aufnahme in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt ist allein die Veranlagung des Bewerbers und für den Verbleib an der Anstalt dessen Leistungen und Führung. Es sei hier darum sogleich darauf aufmerksam gemacht, daß eine ungünstige wirtschaftliche oder häusliche Lage der Eltern kein Grund für die Aufnahme in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt ist. Das sei gesagt, um Fehlanmeldungen von vornherein auszuschalten.

Nach der Aufnahmeprüfung erfolgt die Aufnahme zunächst auf ein halbes Jahr zur Probe. Aber auch der nach dieser Probezeit aufgenommene Jungmann muß seine Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten dauernd unter Beweis stellen. Zeigt er sich den laufenden erhöhten körperlichen, charakterlichen und geistigen Anforderungen nicht gewachsen, so kann er nach rechtzeitiger Benachrichtigung der Eltern zum nächsten Halbjahrestermin entlassen werden, ohne daß damit eine Verweisung von einer höheren Schule ausgesprochen ist. Unwürdiges Verhalten hat in schweren Fällen selbstverständlich die sofortige Entlassung des Jungmann zur Folge.

Schon diese wenigen Bedingungen lassen erkennen, daß nur die Besten unserer Jungen berufen sind, Schüler der Nationalpolitischen Erziehungsstätten zu werden.

Zur Zeit bestehen in Preußen folgende Nationalpolitische Erziehungsanstalten:

…mann einer

…ch Erziehungsanstalt

…eineskamp und Atlantic-Photo

Bensberg bei Köln, Schloß; **Berlin-Spandau,** Hohenzollernring 122; **Köslin** in Pommern, Danziger Str. 86; **Naumburg** an der Saale, Kösener Str. 50; **Oranienstein** bei Diez an der Lahn; **Plön** in Holstein, Schloß; **Potsdam-Neuzelle,** Potsdam, Saarmunder Str. 21; **Stuhm** in Westpreußen.

Diese vorstehend genannten Anstalten sind unterrichtlich nach dem Lehrplan der Deutschen Oberschule aufgebaut, d. h., in bezug auf die Fremdsprachen: Englisch ab 1. Klasse (früher Sexta), Latein ab 3. Klasse (früher Quarta). Ferner bestehen an den Anstalten Naumburg, Potsdam-Neuzelle und Stuhm sogenannte Aufbauzüge, die in erster Linie für **Volksschüler** bestimmt sind, die acht Jahre lang die Volksschule besucht haben und bis dahin noch keine Fremdsprachen erlernt haben.

Weitere Nationalpolitischen Erziehungsanstalten in Preußen befinden sich in:

Ilfeld (Südharz), Neanderplatz 5 und **Schulpforta** bei Naumburg an der Saale. Diese beiden Anstalten tragen unterrichtlich humanistischen Charakter, d. h. in bezug auf die Fremdsprachen: Ilfeld: Latein ab 1. Klasse (früher Sexta), Griechisch ab 4. Klasse (früher Untertertia), Englisch ab 6. Klasse (früher Untersekunda). Schulpforta: Latein ab 1. Klasse, Griechisch ab 4. Klasse, Englisch ab 2. Klasse (früher Quarta).

Außerhalb Preußens bestehen folgende drei Nationalpolitische Erziehungsanstalten:

In Anhalt: **Ballenstedt** am Harz, Kügelgenstraße 25 (unterrichtlich nach dem Lehrplan der deutschen Oberschule [9 Klassen], Sprachenfolge: Englisch ab 1. Klasse, Latein ab 4. Klasse), in Sachsen: Rudolf-Schröter-Schule in **Klotzsche** bei Dresden, Königsbrückerstraße 2 (unterrichtlich hat diese Anstalt 1. einen Reformgymnasialzug [U III bis O I], in dessen U III Jungen nach Durchlaufen der Klasse IV einer höheren Lehranstalt mit Englisch als erster Fremdsprache oder aus einer entsprechenden Klasse der höheren Abteilung der Volksschule ein-



treten können, 2. einen Oberrealschulzug [U III bis U I], der in seine U III Volksschüler aufnimmt, die die 2. Klasse der Volksschule [7. Schuljahr] mit sehr guten Erfolgen durchlaufen haben. Für den Eintritt in diese Klasse werden fremdsprachliche Kenntnisse nicht vorausgesetzt. Sprachenfolge: Reformrealgymnasialzug: Englisch ab 1. Klasse, Latein ab 4. Klasse, Französisch ab 6. Klasse; Oberrealschulzug: Englisch ab 4. Klasse, Französisch ab 6. Klasse). In Württemberg: Rottweil und Backnang. Die Anstalten in Rottweil und Backnang umfassen zusammen die Klassen U III bis O I der höheren Schule und führen nebeneinander eine humanistische (Gymnasium und Realgymnasium) und eine realistische Abteilung und zwar in der Weise, daß in Rottweil die Mittelstufe (Klassen U III bis U II) und in Backnang die Oberstufe (Klassen O II bis O I) eingerichtet ist. Die Jungmannen treten, nachdem sie die Klassen VI bis IV einer beliebigen höheren Schule besucht haben, in die UIII in Rottweil ein. Sprachenfolge: Die 1. Fremdsprache (von Klasse IV an) ist für die Jungmannen des Gymnasiums Latein, für die übrigen Französisch. Im übrigen: Gymnasialzug: Griechisch ab 4. Klasse, Englisch ab 6. Klasse; Realgymnasialzug: Französisch ab 4. Klasse (fällt in der 8. Klasse fort), Englisch ab 6. Klasse. Oberrealschulzug: Englisch ab 4. Klasse.

Neben der gründlichen unterrichtlich-wissenschaftlichen Ausbildung und der charakterlichen Formung wird an allen Anstalten gleichmäßig im Interesse einer vielseitigen Ausbildung großer Wert auf die verschiedensten Formen der körperlichen Ertüchtigung gelegt. Diese Ausbildung umfaßt Turnen, Spiele, Geländesport, Boxen, Fechten, Reiten, Skilaufen, Rudern, Segeln, Segelfliegen, Motorsport (Motorrad und Personenkraftwagen). Die in Unterricht und körperlicher Erziehung erworbenen Kenntnisse finden praktische Anwendung in Frühjahrs- und Herbstübungen, Landheimaufenthalten, Ferienfahrten und Auslandaufenthalten.

Selbstverständlich gehört der Jungmann einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt durch seine Zugehörigkeit zu der Anstalt der Hitlerjugend an.

Mit Rücksicht auf die zum Teil erheblichen Entfernungen zwischen Heimatort und Anstalt wird das Schuljahr der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten nur durch drei längere Ferien unterbrochen, nämlich zu Weihnachten, zu Ostern und im Sommer.

Die Schulzeit gilt als abgeschlossen mit der Ueberreichung eines Reifezeugnisses, das u. a. zum Besuch der Universitäten und Hochschulen berechtigt. Aus dem Besitz des Reifezeugnisses einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt kann ein Anspruch auf die Offiziers- oder Führerlaufbahn in der Partei natürlich nicht hergeleitet werden.

Aufnahmen finden, wie schon eingangs erwähnt wurde, grundsätzlich nur nach erfolgreicher Aufnahmeprüfung statt, die etwa acht Tage dauert und die in der Regel nur für die unterste Klasse vor Ostern abgehalten wird. Sie erstreckt sich nicht nur auf das gedächtnismäßig Erlernte, sondern auch auf die Ermittlung der körperlichen und charakterlichen Fähigkeiten und Eigenschaften. Ueber die Aufnahme in die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten entscheiden die Anstaltsleiter allein. Wunschgemäß wird aber über das erforderliche Bestehen der Aufnahmeprüfung eine Bescheinigung ausgestellt. Bei dem starken Andrang zu den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten ist aus dem Bestehen dieser Aufnahmeprüfung ein Recht auf Aufnahme in eine dieser Anstalten nicht herzuleiten.

Aufnahmegesuche in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt sind bei dem Leiter der Anstalt einzureichen, deren Besuch die Eltern wünschen. Sie können aber jeweils nur bei einer Anstalt gemeldet werden.

Kurz- und Weitsichtige, sowie Gehörbehinderte können keine Berücksichtigung finden.

Erfahrungsgemäß sind auch in den bereits bestehenden Klassen gelegentlich Ausfälle zu verzeichnen. In Ausnahmefällen können daher Aufnahmen in schon bestehende Klassen (mit Ausnahme der beiden obersten Klassen) vorgenommen werden. Voraussetzung in diesen Fällen ist jedoch:

1. daß Bewerber, die das 10. Lebensjahr überschritten haben, dem DJ. oder der HJ. angehören,
2. daß neben aller übrigen Eignung die bisherige unterrichtlich-wissenschaftliche Ausbildung zum mindesten in den Fremdsprachen dem Stande derjenigen Klassen entspricht, in die um Aufnahme nach-



Der Jungmann muß nicht nur ein guter Schüler sein ...

gesucht wird. Es besteht bei dem anstrengenden Anstaltsdienst keine Möglichkeit, derartige Lücken in der Anstalt auszufüllen.

Für die Zeit der Aufnahmeprüfung ist ein tägliches Kostgeld von 1,50 RM. zu entrichten, von dessen Erhebung in bedürftigen Fällen abgesehen wird. Der Bewerber hat Leibwäsche, Turn- und Schwimmhose, Turnschuhe und für Geländesport brauchbare Kleidung (HJ.-Uniform) mitzubringen. Das Nähere wird bei der Einberufung noch mitgeteilt. Während der Aufnahmeprüfung sind die Jungen gegen Unfall versichert. Hierfür ist ein Betrag von 0,20 RM. vorher einzuzahlen.

Nach der Aufnahme ist zu zahlen ein jährlicher Erziehungsbeitrag (einschließlich Schulgeld), gestaffelt nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der Eltern, im Durchschnitt etwa 50 RM. monatlich (für Aufbauzüge etwa 25 RM.). Freistellen für Jungen aus unbemittelten Volkskreisen sind vorhanden. Die Erziehungsbeiträge sind auch während der Ferien voll zu entrichten. Der Erziehungsbeitrag wird vom Anstaltsleiter festgesetzt auf Grund der Darlegung der Vermögensverhältnisse der Eltern.

Weitere Leistungen der Eltern:

- Kosten für Schulbücher und Lernmittel,
- monatliches Taschengeld, etwa 8 bis 12 RM.,
- Unfallversicherung, z. Zt. halbjährlich 0,75 RM.,
- Pflichtkrankenversicherung, monatlich 1,35 RM.,
- HJ.-Beiträge usw.

Möglicherweise Ersatz für Schäden und Verluste an staatseigenen Gegenständen, die der Jungmann verursacht hat.

Reisegeld für Reisen zwischen Anstalts- und Heimatort gelegentlich der Aufnahmeprüfung und zu Anfang und Ende der Ferien.

Den Jungmannen gewährt die Bahnverwaltung für die erste Reise zur Anstalt auf Antrag eine Ermäßigung von 50 Prozent. Die gleiche Ermäßigung gilt für Reisen bei Ferienbeginn und Ferienschluß.

Die Jungmannen tragen im Anstaltsdienst und auf Urlaub vom Staat gelieferte Uniform und Ausrüstung, deren Instandhaltung, Reinigung und normale Erneuerung von staatswegen erfolgt.

Mitzugeben ist daher nur:

- Reisekoffer oder Kiste (verschließbar),
- Kleiderbürste, Haarbürste, Kamm und kleiner Spiegel,
- Zahnbürste mit Behälter,
- Waschlappen usw. (Rasierzeug),
- Nagelbürste, Schere, Reiniger,
- Nähzeug,
- Wander-Eßbesteck,
- Putzlappen und Schuhputzzeug,
- Taschentücher,
- Badehandtuch oder Bademantel,
- Nachthemden oder Schlafanzüge,
- eine wollene Unterweste,
- 100 Wäschenamen (Vor- und Zuname).

Alle mitzubringenden Wäschestücke müssen bereits mit dem vollen Namen (Vor- und Zunamen) gezeichnet sein.

Ein eigenes Fahrrad kann mitgebracht werden. Eine Haftung dafür wird jedoch nicht übernommen.

Die Kleidung, in der der Jungmann in der Anstalt ankommt, wird nach Einkleidung den Eltern zurückgesandt.

Gewährt wird — außer in den Ferien, in denen die Anstalten geschlossen sind — Unterricht, Unterkunft und Verpflegung, Bekleidung (Uniform und Leibwäsche), ärztliche Betreuung und zahnärztliche Aufsicht.

Die freie ärztliche Betreuung in der Anstalt enthält: Beaufsichtigung des Gesundheitszustandes, erste Hilfe bei Unfällen und ambulante Behandlung. Die zahnärztliche Behandlung geschieht auf Kosten der Eltern und wird von dem Anstaltsleiter auf Veranlassung des Zahnarztes angeordnet.

Die freie ärztliche Betreuung schließt nicht ein: Fachärztliche Behandlung, Operationen, medizinische Bäder und sämtliche Medikamente, Anschaffung von Brillen usw., Behandlung von schwereren Fällen (Unfällen aller Art). Bei diesen und bei ansteckender Krankheit kann der Jungmann nach Ermessen des Anstaltsleiters auf Kosten der Eltern in ein Krankenhaus überführt werden.

Dem Aufnahmeantrag ist zunächst nur beizufügen:

1. zwei Personalblätter (Vordruck 2),
2. die letzten drei Schulzeugnisse in beglaubigter Abschrift,
3. Dienstleistungszeugnis der HJ., falls Aufnahme in eine höhere Klasse als Sexta beantragt wird,
4. selbstverfaßter und -geschriebener Lebenslauf,
5. ein freigemachter Briefumschlag.



... er muß auch als Kraftfahrer Hervorragendes leisten

Die Mutter

Von Heinrich Lersch †

Die Mutter war eine ganz kleine Frau, hatte ein rundes, weißes Gesicht und schwarzes, glattgescheiteltes Haar. Die feine, aber doch starke Nase war von Sommersprossen etwas gebräunt; dunkel leuchteten die braunen Augen, und sie trug auch immer dunkle Kleider. Im Sommer band sie ein weißes Tuch um die Stirne; sobald die Sonne schien, litt sie unter heftigen Kopfschmerzen. Im Winter hustete sie viel; wenn sie eine kleine Last trug, ging ihr Atem schnell und heftig. Von dem vielen unterdrückten Husten mußte sie wohl den schmalen, etwas zusammengepreßten Mund bekommen, der um der Worte Wert und Gestalt wußte. Sie hatte sieben Kinder. Kesselschmiedsbrut kommt schon halbtaub auf die Welt, die Natur ersetzt das fehlende Gehör durch größere Stimmkraft. Wenn wir die Küche mit unbeschreiblichem Lärm erfüllten, so klang manchmal vom Waschfaß leise und ruhig das Wort „Kinder!" Solche durchtönende Kraft, Zauber und Macht ging von Mutters Sprache aus, daß wir nicht nur gebändigt gehorsam, — sondern in uns gestillt und beruhigt wurden. Mit dem einzigen Wort: „Kinder!", — in vielfältiger Betonung, aber immer gütig und mild, hat Mutter uns erzogen. Nie trotz dieser proletarischen Umgebung nur ein rohes oder Schimpfwort sprach sie aus; sie glaubte so an das Anständige und Gute in ihren Kindern, daß Beifügungen wie „bös oder schlimm" in ihrer Sprache fehlten. Sie hat uns nie etwas zu tun befohlen, nie gesagt: „Ihr müßt! Ihr sollt!" — Wenn wir etwas zu tun unterlassen hatten, meldeten wir uns sofort bei ihr und beichteten. Mutters freudiger Blick sagte uns, daß sie an den anständigen Kerl in uns glaubte. Wir lebten alle im Bannkreis der mütterlichen Zucht wie im lautlosen, leuchtenden Licht der Sonne.

Zärtlichkeiten waren unbekannt. Nie werde ich den ersten Kuß vergessen, den sie einem ihrer Kinder gab. Als Achtjähriger erwachte ich eines Nachts, tastete mich voll Unruhe durchs dunkle Haus in die Küche, stieß im Finstern an die Bank, fühlte auf dem Bankbrett ein kleines, eiskaltes Gesicht, dann den nackten, kalten Säugling. Ich tastete über den Tisch hin, stieß auf die Mutter, die mit dem Kopf über dem Arm eingeschlafen war. Da erwachte sie, machte Licht und fragte: „Heini, was fehlt dir?" Ich wies auf die Bank und sagte: „Leg ihm doch ein Kissen unters Köpfchen und decke es zu!" Da beugte sie sich über das kalte Gesicht und sprach: „Hermann ist tot, er braucht kein Kissen mehr, er ist diese Nacht gestorben." Dann küßte sie das tote Kind auf den Mund, und da sah ich die ersten Tränen in der Mutter Augen. Wir erfuhren es erst später von der Nachbarin, daß sie fast jede Nacht mit dem wimmernden Kind in der Küche gewacht hatte, damit der Vater wenigstens schlafen konnte. Auch ein kleines Schwesterchen starb nach langer Krankheit. Jedes Jahr wurde ein neues Kind geboren, und dann sahen wir Mutter drei Tage nicht; es waren die einzigen Tage, an denen sie krank feierte und ausruhte. Neunmal hat sie geboren. Wenn am vierten Tag Kindtauf war, tat sie, ein wenig blasser wie vorher, ein wenig magerer, ihre gewohnte Arbeit. Sie weigerte sich beharrlich, mit am Festtagstisch zu sitzen, sie bediente die Taufgäste, wie sie das ganze Jahr über diente. Keiner von uns hat Mutter je mit am Familientisch essen sehen. Dreißig Jahre lang stand sie, wenn wir, Vater und Kinder, beim Essen saßen, zwischen Tisch und Kochherd, — manchmal angelehnt in ausruhender Müdigkeit, aber immer gewärtig, einen Teller aufzufüllen oder eine Schüssel zu bringen. Zwischenbei richtete sie Vesperbrot für die Ausgehenden, ordnete oder säuberte still, daß sie niemand störte. Erst, wenn wir zur Arbeit weg waren, aß sie für sich allein.

Jeden Morgen stand sie vor 5 Uhr auf. Wenn wir von der Schlafkammer kamen, stand der Morgenkaffee mit gestrichenen Broten für alle bereit, hing die Wäsche fertig an den Schnüren. Manches Mal war sie schon um ½6 Uhr in die heilige Messe gegangen, trotzdem der Weg dahin 15 Minuten weit war.

Unsere Mutter war die älteste Tochter einer Familie von 14 Kindern, die im Jahre 1888 nach Amerika auswanderte. Sie blieb allein hier, weil sie sich mit dem fast doppelt so alten Kesselschmied verheiratete. Im ersten Jahr verloren sie durch einen unglücklichen Prozeß ihre kleine, kaum errichtete Werkstatt, und so wurde ihre Ehe gleich im Anbeginn so mit Schulden belastet, daß sie nur noch für die Gläubiger zu schaffen hatten. Der Gerichtsvollzieher blieb einer der ständigen Gäste der Familie. Des Vaters Sinn verdüsterte sich durch dieses Unglück, er wurde auch körperlich krank, und nun hatte die Mutter auch noch die Last der Werkstatt zu tragen. Mit ihrer schönen Handschrift machte sie alle Schreibarbeiten, lernte das technische Rechnen und führte die vielen Prozesse durch, die der Vater wider ihren Willen anfing. Sie machte es so gut, daß die Werkstatt auf ihren Namen eingetragen wurde, und ein Richter in einer Klageschrift wegen einer technischen Sache den Satz aufnehmen ließ: „Klägerin ist Fachmann!" — Die Krankheit des Vaters führte zu solch einem Martyrium, daß die wenigen Bekannten ihr rieten, sich von ihm zu trennen. Auch wir Kinder konnten ihr nichts anderes raten. Doch dann lächelte die Mutter traurig und stolz, jedesmal sagte sie: „Ich habe es Gott am Altare geschworen, meine Pflicht zu tun, — Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde!"

Und so wuchsen wir heran, einer nach dem andern, kamen in die Werkstatt, und als der Jüngste aus der Schule entlassen wurde, brach der Krieg aus. Am Morgen des ersten Mobilmachungstages gingen wir noch einmal alle zusammen in die Messe, und in dieser Stunde schrieb ich, ihr zum Trost, mein Abschiedslied in ihr Gebetbuch: „Laß mich gehen, Mutter, laß mich gehen!" Von ihrem Mutterherzen fand das Lied den Weg ins Vaterland und wurde zum Abschiedslied vieler Kameraden, auch das Todeslied ihres Jüngsten, der am 12. September 1918 an der syrischen Front vor Bethlehem bei den Rückzugskämpfen vermißt blieb. Sie hoffte, er würde heimkehren, bis es keine Hoffnungen mehr gab. Dann wurde sie die Großmutter von acht Enkelkindern, pflegte den Mann in stiller Pflichttreue, bis er, 84jährig, starb. Als sie diesen Mann, ihr Schicksal, in Gottes Händen wußte, da war ihr Leben und ihre Mission erfüllt: sie erkrankte gleich hinterher und starb, genau auf den Tag ein Jahr später wie der Vater. Sie starb, wie sie gelebt hatte, unter unsagbaren Leiden, am Krebs.

Meine Mutter war nur von Gestalt und Körperkraft eine ganz kleine, schwache Frau. Ihre Seele jedoch war die einer großen Heldin. Sie war eine der Millionen stiller und schlichter Mütter des Volkes, die in christlicher Erkenntnis ihres Schicksals das Wort mit Blut und Leben zur Wahrheit machten: Besser Unrecht leiden wie Unrecht tun!

Ich knie vor dem Bildnis meiner toten Mutter und erneuere den Schwur, den ich als kleiner Junge fest in mein Herz prägte: stark und groß zu werden, um ein Kämpfer zu sein für das Recht der Mutter auf ihr mütterliches Glück!

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

6. Fortsetzung

Eine ganze Weile bleibt mein Mann unbehelligt in Temjasowo und genießt das Zusammensein mit seiner Familie. Er hört auch abends die Kinder beten und wundert sich, daß sie ein neues Gebet haben. Sie nennen es das „Deutsche Gebet“.

Fräulein von S.-H. war vor Weihnachten, als Weihnachtsmann verkleidet, bei uns, und sagte den Kindern in schönen Versen, was man so dem kleinen Volk als Nikolaus zu sagen pflegt. Aber zum Schluß ging sie auf die ernsten Zeiten ein und schloß mit einem Gebet:

Lieber Gott, wir haben Krieg,
Schenk den deutschen Waffen Sieg,
Schütze unsern großen Kaiser,
Mach ihn täglich stärker, weiser.
Segne, die im Felde sterben,
Laß uns hier nur nicht verderben!
Laß, die unschuldig gefangen,
Standfest dulden ohne Bangen.
Lieber Gott, sei unsre Wache,
Schirme du die deutsche Sache,
Gib, wenn alles sich entschieden,
Einen schönen, langen Frieden.
Lieber Gott, in deinem Namen
Schütze alle Deutschen. Amen.

Klein Erika macht die Worte „schenk den deutschen Waffen Sieg“ in ein ihr verständlicheres „schenk den deutschen *Affen* Sieg“ um.

So leben wir ganz nett ein paar helle Frühlingstage lang, da werden unsre Sünder, mein Mann und der Doktor, wieder zum Pristaw befohlen. Er tut sehr giftig und wütend, was aber die zwei standhaften Männer keineswegs verschüchtert. Schließlich hieß es doch: Sie müssen sofort, ohne jegliche Verzögerung in ihren Verbannungsort fahren.

Aber *freiwillig* gehen diese beiden Helden nicht. Sie sind sich keiner Schuld bewußt und wollen ihr Leben nicht unnütz aufs Spiel setzen. Also muß der Oberpopanz sie per Etappe fortschaffen lassen.

Später erfährt mein Mann, und das ist eine schwere Erfahrung für ihn: ein anonymer Brief, von eigenen Landsleuten geschrieben, hatte diese erneute Ausweisung verursacht. Er hatte sogar Gelegenheit, den Brief später zu lesen, denn der nächste Oberpopanz ist kein Popanz, sondern ein menschenfreundlicher, anständiger Mann, der es nicht verstehen kann, wie in Feindesland ein Landsmann den anderen denunziert. Gewiß, es war die Wahrheit, wir hatten unsere im März geflohenen Landsleute mit Proviant, Kleidern und Geldmitteln ausgerüstet; hätten aber nie daran gedacht, daß ein Deutscher das verraten könnte. Mit welcher Freude hatten meine Schwester und ich die Dauerzwiebacke, die eiserne Ration, so nahrhaft wie nur möglich gebacken.

Immer wieder der Dolchstoß von hinten! So mancher vergaß, daß er die deutsche Nation vertrat, und wir erleben mit Empörung und Verbitterung vieles, was wir nie bei Deutschen, bei „richtigen Reichsdeutschen“ vermutet hätten.

Bald stehen zwei kleine flache Schlitten vor der Haustür und zwei Soldaten drängen zur Abfahrt. Einer von ihnen soll die widerspenstigen „Germanzen“ abtransportieren und sie bis zu ihrem Bestimmungsort begleiten. Schließlich ziehen die Herren mit zusammengebissenen Zähnen, nach kurzem Abschied, ab.

Der Weg ist wirklich lebensgefährlich: bald tiefer, schmelzender Schnee, bald rauschende, geschwollene Gebirgsflüsse, Eisdecken, die krachend zusammenbrechen. Die Wache erzählt lachend, der Pristaw habe gesagt: „Mögen die zwei nur unterwegs krepieren!“ Ein freundlicher Wunsch!

Als die Hälfte des Weges geschafft worden ist, erklärt der russische Soldat, sein Pferdchen könne nicht mehr weiter; man müsse im Walde nächtigen. Aber unsere Reisenden haben keine Lust, bei brausendem Frühlingssturm zwischen bodenlosem Schnee und Eiswasser ihr Nachtlager aufzuschlagen. Da läßt die Wache ihren Schlitten im Stich und spannt ihr Roß noch vor den anderen Schlitten, und so hofft man, Baigasina zu erreichen. Aber das Pferdchen ist gänzlich ausgepumpt, es geht wie im bekannten Gedichte: fast mußte der Reiter das Rößlein tragen.

Der Doktor geht blaß und verbissen neben dem Schlitten her; man fällt sowieso immer herunter. Er ist durch und durch naß und schmutzig und seine Augen haben einen scharfen Ausdruck.

Spät in der Nacht kommen die Männer, bis auf die Knochen erfroren und naß, endlich an. Der Dorfälteste nimmt sie auf und todmüde sinken sie in der „schwarzen Hütte“ auf die Pritsche und teilen die erste Nacht in Baigasina ihr Schlafzimmer mit drei Kälbern, sieben jungen Ziegen und drei Lämmern.

Am anderen Tage betrachten sie mit Interesse ihren Verbannungsort. Eine dankbare Freude zieht in ihr Herz: wie schön, wie wunderbar schön liegt doch das Dörfchen da!

Der Soldat nimmt einen Brief meines Mannes mit, der stellt ihn mir auch treuherzig zu. Ich lese: „Das Dorf liegt reizend da, in ein schmales Tal gebettet. An beiden Seiten ziehen sich bewaldete Hügel hin. Die grauen Hüttchen vergißt man über der Schönheit der Umgebung. In der Ferne ragen majestätisch und ernst die Berge gen Himmel. Der kleine, schnellfließende Suwenak versorgt das Dorf mit Wasser. Sicher sind Forellen drin! Wir hören die Birkhähne von der Stube aus balzen und einen Auerhahn habe ich auch schon gesehen. Die Bevölkerung ist scheu, augenscheinlich aufgehetzt. Wir müssen deshalb mit unseren Vorräten sparen, denn man verkauft uns nichts. Wir haben ein Zimmer gefunden, in dem wir nachts sogar allein sind, tagsüber arbeitet der Hausherr, der Schuster Kagarman, darin. Du kannst Dir denken, wie schön das duftet! Seine zwei Kinder, der Junge, Sabartschan, und seine ganz niedliche Schwester, Karima, lernen bei ihrem Vater tatarisch lesen, das Baschkirische hat keine eigene Schriftsprache.

Ich bin gespannt, wie es uns hier ergehen wird, aber eins ist sicher: der dicke Pristaw ahnte nicht, wie schön es hier ist, sonst hätte er uns nicht hierher *strafversetzt*; oder er hat so viel Sinn für Naturschönheit wie ein Rhinozeros. Die heilige Dorfpolizei verkörpert ein langes Gestell, mit Lumpen behangen. Es drohte fürchterlich mit den Fäusten, da es kein Wort russisch spricht; unser Wirt übersetzte seine wütend hervorgestoßenen Kehllaute: ‚Er‘ wäre der Hosain, und wir dürften das Dorf nicht verlassen! Nun, er kann sich was husten, uns hat er nicht imponiert . . .“

Als unseren Verbannten der Proviant ausgeht, tauchen sie wieder in Temjasowo auf, außerdem will mein Mann, frech wie er ist, das Osterfest mit uns verbringen.

*

Am Ostersonntag erscheinen unsere drei Getreuen. Als erster kommt der Riese Pinkepank; er bringt einen großen Strauß der ersten Frühlingsblumen. Sein blanker, blonder Scheitel glänzt zu Ehren des Festes.

Da ertönt vor der Haustür Mundharmonikaspiel: „Onkel Pan, Onkel Pan!“ rufen die Kinder, sogar Erika hebt ihr kleines dünnes Fingerchen und sagt: „Hoch, Ontel Pan tommt!“ Dann tritt unser Troubadour über die Schwelle; er lächelt sein strahlendstes Lächeln, seine braunen Augen lachen mit. Auch er hat ein Festgewand an: ein grell leuchtendes, furchtbar unkleidsames, russisches Hemd, auf das er stolz ist.

Als letzter kommt der Doktor: „Wieder ganz Westeuropäer", wie er lächelnd sagt. Sein Gesicht hat die Frühlingssonne in Baigasina braungebrannt, und an lustigen oder bissigen Bemerkungen läßt er es nicht fehlen. Seine Beschreibung der Baigasinaer Polizeigewalt übertrifft noch die meines Mannes und löst wahre Lachsalven aus.

Nun verlange ich aber energisch Ruhe und teile den Freunden mit: auch sie müßten ihre Nester suchen, genau wie unsere Kinder. Unser Riese steht auf und sagt: „Ich kann es mir schon denken: entweder ganz tief, oder ganz hoch!" Ohne weiter ein Wort zu verlieren, geht er an den Zimmerofen und ohne sich auch nur im geringsten zu recken, nimmt er sein Nest herunter. Jetzt sagen wir: „Ach, du grieses Katzchen! Wie kann man nur so lang sein!"

Nun wird der Tisch gedeckt, und Onkel Pan erhebt seine Stimme:

Tragt auf den Schweinebraten,
Dazu die Hühner jung,
Dabei soll uns geraten,
Manch guter, kühler Trunk!

Es ist zwar weder das eine, noch das andere da, aber es sind alles anspruchslose Gäste, und die Stimmung steigt auch bei einer „fast echten" Tasse. Wie immer wird politisiert, die Lage Deutschlands als günstig erkannt und der Nachmittag vergeht schnell, denn um sechs müssen die Herren das Dorf verlassen haben.

Gerade als man sich verabschiedet, tritt eine hohe, wankende Gestalt in das Zimmer, die Haustüre und die Wohnungstüre wagenweit hinter sich offen lassend. Es ist der russische Oberamtmann oder Landrat, der unseren russischen Nachbarn einen Osterbesuch gemacht hat. Er ist betrunken.

„Was geht denn hier eigentlich vor?"

Ich ahne nichts von seiner hohen Gewalt, sehe nur, daß jemand ohne Gruß, ohne die Mütze vom Kopfe zu nehmen, in unsere Wohnung tritt und die Empörung kocht in mir auf. In meinem geläufigen Russisch, das den Herrn Landrat wohl auch bei einer „Germanka" verblüfft, sage ich ihm:

„Vor allen Dingen schließen Sie bitte die Türe, Sie sehn, hier sind Kinder im Zimmer, die setzt man nicht einer Erkältung aus."

Er wendet sich auch wirklich um, und da habe ich ihn schon mit sanfter Gewalt aus der Tür geschoben, so daß er sich plötzlich im kalten Vorraum befindet. Der Kutscher empfängt ihn etwas erstaunt, praktiziert ihn in den Schlitten und bald hören wir den, von Kriegsgefangenen im wahrsten Sinne des Wortes vor die Türe gesetzten Herrn Landrat davonklingeln. Unsere Herren aber sind still und unbemerkt verduftet! Von meinem Manne höre ich ein paar anerkennende Worte, mit denen er sonst ziemlich sparsam umgeht.

*

Der Leibbaschkir meines Mannes, Bigildin, soll nun auch meine Schwester, mich und die Kinder nach Baigasina bringen. Wir haben leider nicht bedacht, daß unsere Abreise auf denselben Tag fällt, an dem in Temjasowo Wochenmarkt abgehalten wird. Wir wollen ganz früh ausfahren, aber unser Bigildin läßt uns schmählich im Stich. Der Basar ist für ihn das, was für unsere Herren der Klub, die Börse oder Stammtisch ist; außerdem ersetzt er die Zeitung. Die Eingeborenen kommen von weit und breit zusammen, handeln, tauschen Neuigkeiten, kurzum, unser Bigildin ist nicht loszureißen. Ich bitte, befehle, schicke die Kinder, nichts hilft. Schließlich sucht meine Schwester, die sehr energisch werden kann, ihn auf. Aber immer heißt es: Ich komme, ich komme sofort, ich spanne an, ich fahre gleich! Es wird zwölf, die Kinder haben fast alle Reisevorräte aufgegessen, da erscheint endlich der Unzuverlässige, und nun muß es im Galopp gehen.

Im offenen Wagen, auf den aufgetürmten Sachen schweben wir Schwestern, die Herlein, und in dem leeren Käfig unseres Dompfaffen unsere drei jungen Kätzchen. Ein Geschenk der russischen Nachbarin.

Wir haben uns nach Beschreibung unserer Herren auf einen schweren Weg vorbereitet, daß wir aber gleich bei der dritten Werst mitsamt unserem Wagen umfliegen würden, haben wir uns nicht träumen lassen. Der Weg war schon ganz gut abgetrocknet, nun ist er durch einige Regengüsse wieder aufgeweicht, und wir sind in der Eile auch gar zu schlecht verfrachtet. Unser sonst so umsichtiger Rosselenker hat wohl auch noch die letzten Nachrichten des Basares im Kopfe, oder machen ihn die rapid steigenden Preise auf dem Weltmarkte Temjasowo Gedanken, er hat nicht aufgepaßt und die zwei großen und die drei kleinen Schwestern, die jungen Katzen und alle unsere Habseligkeiten bilden auf der feuchten Frühlingserde ein malerisches Durcheinander. Ein paar zerbrochene rohe Eier sorgen für einen erfreulichen Farbenklecks. Trotz Schreck und Aerger muß ich lachen, besonders, da niemand Schaden genommen hat. Wie freut sich da der alte Bigildin.

„Andere Frauen schimpfen und schreien, wenn sie umfallen, aber du deutsche Frau lachst!" Meine Schwester erinnert ihn aber an die vielen Versprechen, die er unserem Hosain (Hausherrn) gegeben hat. Da kratzt sich Bigildin hinter dem Ohr.

Der Weg wird ganz einsam, es fallen einem die Bilder im Geographiebuch ein, unter denen „Urwald" stand. Ja wirklich, man fährt durch — Urwald. Manchmal liegen Baumstämme quer über dem Weg, dann fährt Bigildin eben einfach durch den Wald, über Hügel und Baumstümpfe und die Kinder klammern sich ängstlich an uns an, denn sie sind durch den ersten Unfall scheu geworden. Und immerzu bergauf und bergab, stundenlang. Oder durch Bäche und Bächlein, durch hohen dunklen Wald, über Berge und durch tiefe Täler. Endlos. Endlich macht Bigildin eine Pause. Die Sonne neigt sich dem Untergange zu, er muß seine Abendgebete verrichten. Aber nicht lange, dann geht es wieder weiter. Das Fahren ohne Lehne auf den meist schrägen Wegen wird zur Qual, da ein Krach, ein Aufschrei aus fünf Kehlen, der Wagen neigt sich wieder, aber Bigildin hält ihn diesmal noch auf. Ein Rad ist abgefallen! Aber daran sind die Baschkiren gewöhnt, der Wagen wird mit einem Baumstamm gestützt, bald erklingen Axtschläge im Walde, und eine neue Wagenachse wird gezimmert. Das sind so kleine Zwischenfälle! Auch das Pferdegeschirr reißt häufig, denn es ist meist nur aus Bast.

Es dunkelt und wir stöhnen leise. Wir haben gar nicht gewußt, daß ein Mensch so viele Knochen hat; jetzt fühlen wir jeden einzelnen.

Endlich, endlich sieht man von der Höhe eines Berges ein Dorf. Bisher haben wir keine Ansiedlung gesehen, kein Mensch, kein Gefährt ist uns begegnet. Hier lernt man kennen, was es heißt: Einsamkeit. Wie schön das Dörfchen daliegt! Alle werden munter.

„Da unten lebt Vater", sagt Rotraut und auch Erika, die scheinbar schlief, bewegt sich und fragt: „Wo ist Pappi?" Aber erst müssen wir einen Fluß durchqueren; das ist der Suwenak, an dem Baigasina liegt: Wir müssen durch, aber wir kommen nicht durch. Haben es die müden Pferdchen satt, oder liegt ein großer Stein im Wasser — wir sitzen fest. Da hilft kein Schlagen und Fluchen, wir sitzen mitten im Wasser, können nicht vor und nicht zurück und haben dabei das Dorf vor der Nase. Schließlich muß Bigildin die ganze Reisegesellschaft, angefangen von den drei Katzen, bis zu meiner Schwester und mir auf den Armen durch das zum Glück ziemlich seichte Wasser tragen.

Ein furchtbares Hundegebell empfängt uns, als wir ins Dorf einfahren. Es stürzt in jedem Baschkirendorfe eine Meute wolfsähnlicher Hunde auf jeden Wanderer. Die Baschkiren treten aus ihren Türen. Da, aus einem Hause springen zwei Gestalten so schnell heraus, daß wir gleich wissen, das sind die Unsrigen. Noch im Fahren holt der Doktor seinen wilden Liebling, unsere Irmgard, vom Wagen. Auch seine ernsten Augen grüßen uns freundlich: willkommen, willkommen in Baigasina.

Im kleinen Stübchen ist er der liebenswürdige Wirt, kocht uns Eier im Samowar, brüht Tee auf und ist von erwärmender Herzlichkeit. Mein Mann hat keine Zeit; er hat alle drei Mädel auf dem Schoße, Irmgard rechts auf dem Knie, die beiden Kleinen links, und alle drei zwitschern durcheinander. Meine Schwester aber denkt schon wieder an Pflichten, sie fragt, wo wir denn alle schlafen sollen?

„Kommt nur immer mit!"

Draußen ist es so dunkel, daß wir die Kinder tragen müssen; da tritt der Mond hervor, und wir sehen ein stattliches Haus vor uns. Der Hof umzäunt, das hohe Tor geschlossen. Solch schönes Haus haben wir noch nie in einem Baschkirendorfe gesehen. Wir werfen einen sehnsüchtigen Blick auf die verhältnismäßig hohen Fenster, die im Mondlicht glitzern. Da öffnet mein Mann das Tor und sieht uns triumphierend an.

„Nein, das ist ja eine reizende Ueberraschung! In diesem Palaste werden wir uns in Baigasina schon wohlfühlen!"

Es sind sogar drei Räume drin, aber die „Küche" hat nichts, was sie berechtigt, sich so zu nennen. Keinen Herd, keinen Ofen, nicht einmal eine Feuerstelle, nur ein Loch in der Decke läßt einen kleinen Hoffnungsschimmer durch: da ließe sich vielleicht ein Schornstein hinausleiten.

Am anderen Tage treffen auch unsere Sachen ein. Jetzt geht es flott ans Einrichten, und der Riese Pinkepank hantiert mit Hammer und Axt. Mein Mann ist kein Held in solchen Sachen.

Als am Abend der Doktor hereinguckt, ist er ganz erstaunt: „Es war ein Haus", sagt er in seiner treffenden Weise, „jetzt ist es ein Heim." Er bringt die ersten Blumen: lila und gelbe wilde Krokusse, die auf den Bergen blühen.

Schon am anderen Tage fangen wir an, im Hofe gemeinsam mit unseren Freunden einen Gemüsegarten anzulegen. Auf unserem Zaun sitzt johlend und quiekend die männliche Jugend von Baigasina. An allen Spalten drücken sich die Nasen der Frauen platt. Wir sind den Leuten sicher ebenso interessant, wie uns ein indianischer Stamm, wenn er im Zoo gezeigt wird.

Die Bevölkerung bleibt unfreundlich und unsere Kinder sind schon zwei Tage ohne Milch, obgleich es von Kühen und Ziegen wimmelt. Schließlich gelingt es meiner Schwester, den Bann zu brechen. Was unseren Herren nicht gelang, gelingt ihr als Frau: sie überzeugt die Weiber, daß wir Deutschen nichts Böses im Sinne haben und gerne mit ihnen gut auskommen möchten. Was wäre auch aus Klein-Erika geworden ohne ihre Milli?

Unsere Hefe haben wir in Temjasowo vergessen! Das ist schlimm! Wie soll ich nun Brot backen? Aber es findet sich etwas Natron in unserer Apotheke, und im kleinen Stubenofen entsteht unser erstes Baigasinaer Brot. Es schmeckt uns allen greulich. Nur einem schmeckt es, er behauptet sogar, es wäre „Natronkuchen", das ist Pan, der immer zufriedene, fröhliche Genosse. Er hat es allein nicht ausgehalten und ist uns freiwillig in die Verbannung gefolgt.

Alle drei Herren leben zusammen und vertragen sich, trotz Verschiedenheit des Charakters, der Lebensgewohnheiten und der Lebensauffassung gut; denn in der Hauptsache gibt es bei ihnen einen Akkord: in der Liebe zum deutschen Vaterlande!

Und so bleiben Kleinigkeiten — Belanglosigkeiten. Wir aber sind froh, in unserer weltabgeschiedenen Einsamkeit, mitten in einer feindlichen Bevölkerung, drei treue Herzen zu haben, in denen unser Leid mitzittert und unsere Freude einen Widerhall findet.

Unser Gemüsegarten ist im Handumdrehen fertig, und der niebebaute Boden treibt verwundert: Bohnen, Erbsen, Spinat, Salat und Radieschen. Nachts aber muß alles noch zugedeckt werden, denn dann friert es Stein und Bein, obgleich am Tage das schönste Maiwetter herrscht.

*

Für mich ist es immer eine besondere Freude, etwas feiern zu dürfen; und je größer die Schwierigkeiten sind, desto heller dann der Stolz, sie überwunden und den Meinen ein paar frohe Stunden geschenkt zu haben. Und in Baigasina gibt es wirklich Schwierigkeiten genug. Aber mein Geburtstag, der gleichzeitig unser Hochzeitstag ist, muß festlich begangen werden! Die Freude ist groß, als mein Mann mir einen Tag vorher einen etwa fünfzehn Pfund schweren Hecht überreicht. Im Magen dieses Ungeheuers befinden sich noch zwei Fische; einer nur eine Spanne lang, der andere aber so groß, daß zwei Personen davon hätten satt werden können. Es gelingt mir, dem Hecht die Haut über die Ohren zu ziehen, das Fleisch entgrätet und schön zubereitet wieder in den Schlauch zu tun und das ganze Kunstwerk goldbraun, wie es so schön in allen Kochbüchern heißt, zu backen. Das gibt einen feinen Festbraten.

Schon am Morgen erscheinen die drei Freunde zur Gratulation. Siehe da, Pan und der Riese Pinkepank haben beide, mir zu Ehren, ihre „Schwalbenschwänze" angelegt. Die letzten Zeugen einer vergangenen eleganten Zeit. Sie sind beide sorgfältig geputzt und jeder preist die Vorzüge seines Festkleides.

Da stehen sie nun vor mir, der lange Blonde mit dem Ausdruck tiefster Verachtung und grenzenloser Ueberlegenheit auf den kleinen Pan blickend und der hält ihn mit seinen braunen Augen siegessicher im Bann, voll des Bewußtseins seiner männlichen Schönheit. Und ich soll nun entscheiden, wer der Schönere ist! Nein, das kann ich nicht! Aber lachen kann ich, bis mir die Tränen über die Wangen laufen; alles stimmt ein, und so beginnen wir lachend das einsame, reiche, schwere, wunderbare Jahr in Baigasina.

„Es schneit", ruft Irmgard, die aus dem Fenster schaut. „Es schneit, und ein Deutscher geht auf der Dorfstraße!" „Ein Deutscher hier? Der will sicher zu uns!" ruft mein Mann und nach einigen Augenblicken bringt er einen über und über mit Schnee bedeckten Landsmann herein; es ist der nette Rheinländer, der im vorigen Jahr meinen Mann so treu umsorgt hat.

Also doch noch ein auswärtiger Gast. Der stampft sich den Schnee von den Füßen: „Und das schöne Geburtstagsgeschenk bringe ich mit, zehn Briefe und die Zeitungen mit der Nachricht, daß unsere Soldaten vor Verdun tapfer vorgehen." Die Herren stürzen sich auf die Neuigkeiten, und ihre lauten Stimmen schallen durch das ganze Haus.

Am Abend versammeln wir uns alle um den von unserem langen Freunde gezimmerten Tisch. Als erstes wird etwas Wurst gereicht, ein seltener Leckerbissen, dann kommt die große Ueberraschung. Ich gehe hinaus, um den Hecht zu holen, das Glanzstück, der von Blumen und Blättern umgeben auf einem Brett elegant angerichtet ist.

Ja, das Brett ist noch da, die Blumen und Blätter auch, aber der Hecht — nicht. Auf dem Hofe aber steht ein magerer Baschkirenhund und das letzte Stückchen Fischschwanz verschwindet in seinem Maule. Aus der Stube höre ich Pans warme Stimme:

„Tragt auf den Schweinebraten, dazu die Hühner jung." Jawohl — tragt auf! . . .

Ich muß so herzlich und laut lachen, daß alle herausstürzen. Kaum aber haben die fünf Herren die Situation begriffen und den Zusammenhang zwischen dem leeren blumengeschmückten Brett und dem schwanzwedelnden und dankbaren Hund, als sie in ein Wutgeheul ausbrechen. So schnell ist wohl selten ein Köter unter dem Tore durchgekrochen, wie mein vierfüßiger Geburtstagsgast.

Alle machen gute Miene zum bösen Spiel, unser Pan aber schnürt umständlich seinen Hosenriemen fester.

Draußen schneit es in großen weichen Flocken, das habe ich noch nie zu meinem Geburtstage, dem 2. Juni, erlebt. Aber desto gemütlicher wird es in der Stube. Beim Teetrinken erzählt uns unser Doktor von seinen Reisen, die ihn nach England, Amerika und Südrußland geführt haben. Er übersetzt fließend aus einer englischen Zeitung, die, weiß Gott wie, in seine Hände geraten ist. Ebenso fließend übersetzt er aus dem Russischen, das er spielend erlernt hat. Er und mein Mann sind die Pessimisten in unserem Kreise, der Riese Pinkepank und Pan vertreten die andere Partei. Beide waren mit Leib und Seele Soldaten, und es wurmt sie schwer, daß sie jetzt so untätig sein müssen, jetzt, wo unsere Feldgrauen wahre Wunder von Heldenmut zeigen. Meine Schwester hat die Kinder zu Bett gebracht. Sie versäumt auch an Festtagen keine Pflicht, und die Hausordnung geht, dank ihrem treuen Walten, nie aus den Fugen.

Neben mir sitzt Pan und erzählt aus seiner Jugend, von seinen vielen Freundinnen und seiner reizenden Braut; ich kenne mich bei allen seinen Verwandten und Bekannten gut aus und muß oft über seine humorvollen Ausdrücke lachen. Unser Mädchen hat beim Abräumen des Tisches die Tür aufstehen lassen und herein kommen die drei Kätzchen. Sie haben sich von der Reise erholt, besonders Moritz ist entschieden der schönste Kater der Welt. Schwarzweiß, mit großem buschigen Schwanz und grünen Augen, ein echter Sibirier. Grete, die zu Ehren Pans Braut so heißt, und zuletzt der schöne graue Bruder, noch namenlos. Als der Riese Pinkepank den erblickt, ruft er mit solch einer Bewunderung: „Ach, du grieses Katzchen!", daß ihm der Kater als Gastgeschenk überreicht wird. Er folgt den Herren in ihre Junggesellenbude und heißt fortan „Der Griese".

Grete, die krank und häßlich wird, stirbt eines grausamen Todes, denn die robuste Katja, unser reichsdeutsches Dienstmädchen, ertränkt sie im Schmutzeimer. Moritz aber nimmt täglich an Schönheit und Gelehrigkeit zu und bleibt uns treu durch viele Jahre der Gefangenschaft.

Auch am anderen Tage schneit es noch lustig weiter. Allenthalben hört man das trostlose Blöken der Schafe, das hungrige Meckern der Ziegen und das verzweifelte Brüllen der Rinder. Die Heuvorräte sind längst verbraucht, die Wiesen standen ja auch schon grün und saftig da, als der Schneefall einsetzte. (Forts. folgt.)

Im Reich der Frau

Schokoladenspeise mit Milei verziert

Maraskinocrem aus Milei

Milei

das neue Milcheiweiß in unserer Küche

Das Ei sollte in der Küche nur zum unmittelbaren Ernährungszweck verwendet werden. Das heißt, es soll ein Mittagessen, ein Frühstück oder Abendessen bestreiten, aber nicht als Hilfsmittel, wie zum Binden, Lockern oder Treiben, verwendet werden. Beim Bakken, beim Panieren, Schaum bei Speisen usw. ist der Hauptnährwert ja schon in den übrigen Zutaten enthalten, hier erfüllt das Ei und besonders das Eiweiß einen vorwiegend küchentechnischen Zweck. Die Hausfrau hilft hier dem deutschen Reich Devisen sparen und kauft Mileipulver, das es in kleinen Blechdosen schon zu 20 Gramm gibt. Diese Dose ersetzt 4 Eier oder 8 Eiweiß. Für Speisen und Kuchen wird das Mileipulver in Wasser aufgelöst und dann schaumig geschlagen. Es wird völlig steif und hat außerdem einen großen Eiweißgehalt. Man vermischt stets einen gehäuften Kaffeelöffel voll Mileipulver mit 2 Eßlöffel voll Wasser, löst das Pulver gut auf und schlägt dann auf übliche Weise Schnee und erhält so eine schlagsahnenartige Masse. Wenn der Schaum schon ziemlich steif ist, schlägt man Vanillezucker darunter. Vermischt man dann diese Schaummasse mit Marmelade, so hat man auf die einfachste Art eine Nachspeise geschaffen, die alle gern essen.

Zum Panieren wird ein gehäufter Eßlöffel Mileipulver mit vier Löffel Wasser durch Umrühren gut aufgelöst, dann taucht man das Fisch- oder Fleischstück hinein und wälzt es in Mehl oder Semmelbrösel, und brät es dann auf übliche Weise.

Als Bindemittel für Hackbraten und Fleischklöße verwendet man das Pulver trocken. Man verwendet da auf ein halbes Kilo Fleisch 2 gehäufte Kaffeelöffel Mileipulver, vermischt es

Fischstücke paniert man mit Mileilösung und Semmelmehl







Erst Wasser, dann Mileipulver



dann schäumig schlagen

mit dem Fleisch und bereitet Braten und Klöße wie üblich.

Zum Verzieren von Kuchen, Torten und Speisen füllt man die schaumige Masse in einen Spritzbeutel und spritzt damit Muster auf. Geschlagenes Milei eignet sich nämlich zum Spritzen und Verzieren sehr gut.

Süßspeisen aber schmecken ausgezeichnet mit Milei bereitet. Man kann eigentlich jede Speise damit verarbeiten. Einen Vanillepudding machen wir also auf folgende Weise an: man kocht einen halben Liter Milch mit 40 Gramm Zucker auf, gibt 45 Gramm mit etwas Wasser aufgelöstes Puddingpulver hinein, kocht auf und noch einige Minuten durch, läßt erkalten, und gibt vor dem Steifwerden Mileischaum aus einem gehäuften Teelöffel Mileipulver und vier Eßlöffel Wasser dazu. Unterzieht den Schaum gut und gibt die Masse in eine mit kaltem Wasser ausgespülte Form. Nach einigen Stunden stürzt man dann die Speise um und verziert sie mit Schaumspritzerei.

Man kann Mileischaum natürlich für alle Süßspeisen verwenden.

Besonders gut schmeckt er aber beim Schokoladenflammeri.

Schokoladenspeise. Man kocht aus einem halben Liter Milch, 65 Gramm Grieß, einem Eßlöffel Schokoladenpulver, 40 Gramm Zucker, Saft und Schale einer halben Zitrone, einen Brei, der vor dem Erkalten mit dem Schaum, von einem gehäuften Teelöffel Mileipulver und 4 Eßlöffel Wasser, unterzogen wird. Mit dem Schaum macht man dann auch eine Verzierung auf dem Schokoladenpudding.

Jede Hausfrau, die erst einmal anfängt mit Milei zu arbeiten, wird bald entdecken, daß es noch viele Möglichkeiten gibt und daß man sich leicht eigene Rezepte ausprobieren kann.

Zum Schluß sei noch gesagt, daß Milei aus Magermilch und Molke, die von der Quarkzubereitung übrig bleibt, hergestellt wird.

Ursula Scherz.



sodann etwas Vanillezucker



denn Milei wird völlig steif

Handgriffe und Hauskniffe

Pelzkragen, die vom Kopfhaar fettig geworden sind, werden mit einer Mischung aus feinstem Sand und Mahagoni-Sägemehl (man kann auch anderes Sägemehl nehmen) bearbeitet. Die Mischung muß erst in einer Pfanne erhitzt werden, dann wird sie in den Pelz gestreut und mit einer steifen Bürste durchgerieben. Selbstverständlich muß nachher der Pelz gut geklopft werden. Er wird wieder glänzend und wie neu aussehen.

Ein feiner Malpinsel, der seine Schmiegsamkeit verloren hat und dessen Haare, anstatt eine feine Spitze zu bilden, hartnäckig auseinanderstreben, so daß der Pinsel seinen Zweck nicht mehr erfüllen kann, läßt sich wieder in Ordnung bringen. Man taucht ihn in Oel und streicht ihn flachgehalten mehrmals über ein warmes Eisen, indem man ihn jeweils ein wenig dreht, damit schließlich alle Haare mit dem Eisen in Berührung gekommen sind. Ist das geschehen, dann taucht man den Pinsel schnell in bereitstehendes kaltes Wasser. Er wird nun wieder brauchbar sein.

Wenn eine Schere nicht gut schneidet, kann man sich, ohne sie regelrecht zu schleifen, für den augenblicklichen Bedarf schnell dadurch helfen, daß man mit ihr über den Hals einer Flasche fährt, als ob man ihn abschneiden wollte. Das macht man so lange, bis die Scheere scharf genug ist.

Weiße Pelze zu reinigen gibt es ein sehr einfaches, zuverlässiges Mittel. Sie werden mit heißem Mehl bestreut, das gut verrieben wird und einige Stunden darauf liegen bleibt. Danach wird das Mehl sorgfältig abgeschüttelt und mit einer sauberen Bürste nachgebürstet. Für farbige Pelze wählt man statt des Mehles heiße Kleie.

Papier zum Durchpausen. Gleiche Mengen von Rizinusöl und Spiritus werden gut miteinander vermischt. In diese Flüssigkeit taucht man ein Schwämmchen und befeuchtet damit gleichmäßig dünnes Schreibpapier. Nach dem Trocknen ist das Papier gebrauchsfertig.

Die Berufswahl unserer Mädel im Hinblick auf die Ehe

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten ist es die Regel, daß die Eltern gesunder Kinder hoffen und erwarten, daß diese selbst heiraten und ihnen Schwiegerkinder und Enkel schenken werden. Das gilt für die Söhne wie für die Töchter, aber an der Heirat der letzteren haben die Eltern zumeist ein besonderes Interesse. Leider erweist sich dies Interesse oft als ein recht materielles. Nicht nur, wenn wir an die Kaufehe früherer Jahrhunderte denken, bei der die Tochter sehr oft dem meistbietenden Freier gegeben wurde und nicht dem, den sich ihr Herz erwählt hatte. Diese Sitte, die wir heute noch bei außereuropäischen Volksstämmen finden, ist übrigens keineswegs der Ausdruck einer Geringschätzung der Frau, sie beruht vielmehr auf der Tatsache, daß für die Männer der Besitz einer arbeitsfähigen Frau *wertvoll* war; der Vater verlor durch die Verheiratung der Tochter deren Arbeitskraft und erhielt dafür eine Entschädigung. Bei uns sieht die Situation heute ganz anders aus. Die Arbeitskraft der Tochter hat für den Arbeiter, den Angestellten und Beamten keine unmittelbare Bedeutung mehr; nur der Bauer kann ihre helfenden Hände im Stall und auf dem Felde noch selbst gebrauchen. Die erwachsene Tochter, die aber nicht für den Vater arbeitet, wird für ihn zu einer wirtschaftlichen Last, „sie liegt ihm auf der Tasche". Das heißt sie *lag* ihm auf der Tasche, denn längst sind die Töchter außer Hause auf Erwerbsarbeit gegangen, um für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Die Töchter der Arbeiter haben damit angefangen, denn ihre Väter waren am wenigsten in der Lage, „sie bis zur Heirat durchzufüttern". — Die Männer des Bürgertums haben sich lange dagegen gesträubt, ihre Töchter „bei andern arbeiten zu lassen"; sie hielten lieber Ausschau nach dem Schwiegersohn, der ihnen die Last der Versorgung für die Zukunft abnehmen sollte. Das war und ist aber ebensogut materielles Interesse wie bei der Kaufehe, nur mit einer viel größeren Gefahr der Geringschätzung der inneren Frauennatur.

Gewiß ist es heute in allen Schichten die Regel, daß das Mädel nach der Schule einen Beruf ergreift und sich durch eigene Arbeit seinen Lebensunterhalt schafft. Aber, wenn wir ehrlich sind, müssen wir leider feststellen, daß trotzdem die Ehe der Tochter von den Eltern und auch von den Töchtern selbst vielfach noch unter dem Gesichtspunkt der „Versorgung" betrachtet wird. Man rechnet damit, daß die Tochter als verheiratete Frau nicht mehr zu arbeiten braucht und — man zieht daraus einen materiellen Vorteil: indem man an Berufsausbildungskosten möglichst spart. Obgleich alle Eltern wissen, daß eine beträchtliche Zahl von Mädel schon in normalen Zeiten nicht heiratet, beruhigen sie sich doch gern mit dem Gedanken: „*meine*" wird das Los der Ehelosigkeit ja nicht gerade treffen. Wie hoch der Prozentsatz der verheirateten Frauen ist, die — verwitwet oder geschieden — genötigt sind, wieder erwerbstätig zu werden und den Lebensunterhalt für sich selbst und auch noch für Kinder allein zu verdienen, das wissen allerdings die wenigsten Eltern; wie sie sich bisher auch zumeist darüber getäuscht haben, daß eine ständig wachsende Zahl von verheirateten Frauen und von Müttern berufstätig bleiben oder nach einigen Ehejahren wieder berufstätig werden *muß*.

Dieser unerbittliche Zwang zur Berufstätigkeit, dem die Landfrauen und die Ehefrauen der Gewerbetreibenden ja von jeher selbstverständlich auf sich genommen haben, erscheint uns als Härte, sobald die Frauen nicht im Betrieb des eigenen Ehemannes, sondern für einen fremden Unternehmer arbeiten. In den Jahrzehnten des Zweiten Reiches, als Deutschland von Jahr zu Jahr reicher wurde und ein großer Geburtenzuwachs dafür sorgte, daß genügend männliche und jugendliche Arbeitskräfte für die deutsche Volkswirtschaft zur Verfügung standen, da konnten wir als Volk auf die Mitarbeit der Mütter und Ehefrauen weitgehend verzichten, sie konnten sich auf den häuslichen Wirkungskreis beschränken. Wohl nie zuvor in Deutschland hat es die Mehrzahl der verheirateten Frauen so bequem gehabt! Schon trennt uns ein Vierteljahrhundert von jener Zeit; aber immer noch spukt sie in den Köpfen vieler und wird als Maßstab genommen für die Gegenwart und für die Zukunft. Dabei hat sich doch alles gegen damals grundlegend gewandelt. Der Krieg und das Versailler Diktat, die Inflation und die Wirtschaftskrise haben uns zu einem armen Volk gemacht; nur durch zähe Arbeit und den Fleiß aller Volksgenossen können wir allmählich wieder ein wohlhabendes Volk werden. In einem armen, aber aufstrebenden Volk müssen *alle* mitarbeiten, genau so wie in einer armen und strebsamen Familie. Wir können es uns einfach nicht mehr leisten, daß viele Millionen von Ehefrauen ihre Kraft in der Besorgung eines städtischen Kleinhaushaltes erschöpfen. Wir sind aber ja nicht nur arm an materiellen Gütern, wir sind auch sehr viel ärmer an Nachwuchs als das Vorkriegsdeutschland. Die unausweichliche Folge dieser Tatsache ist, daß die älteren Jahrgänge mehr arbeiten müssen. Auch aus diesem Grunde müssen die verheirateten Frauen unerbittlich mit heran. Das gilt nicht nur für die heute schon Verheirateten, sondern auch für die, die in fünf, zehn und fünfzehn Jahren verheiratet sein werden, wenn sich der Geburtenrückgang aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren auf dem Arbeitsmarkt voll auswirken wird.

Die Lebensfrage für das junge Mädchen heißt heute nicht mehr: Ehe *oder* Beruf; sie lautet: wie vereinige ich Ehe *und* Beruf? Wenn wir diese Frage als die schwerste und wichtigste Lebensfrage der jungen weiblichen Generation so ernst nehmen, wie sie es verdient, dann erscheint die Berufswahl unserer Mädel plötzlich in einem ganz neuen Licht. Bisher betrachtete man die Berufstätigkeit als etwas Vorübergehendes; man wollte in diesen kurzen Jahren so rasch und so viel Geld verdienen wie nur möglich und bevorzugte die angelernte Arbeit in der Industrie oder Spezialarbeit als Angestellte mit kurzfristiger Ausbildung (Stenotypistin). In diesen Berufen gibt es kein Vorwärtskommen, im Gegenteil: mit den Jahren läßt die Fixigkeit und damit die Leistung, also auch der Lohn nach. Es sind keine Berufe, in denen Lebensreife und langjährige Berufserfahrung eine Rolle spielen.

Die vernünftigen Eltern und ihre Töchter versuchten bisher die Berufswahl insofern schon mit der künftigen Ehe in Beziehung zu bringen, als sie nach einem Beruf strebten, der zugleich Vorbereitung auf die spätere Tätigkeit als Hausfrau oder Mutter bedeutete. All diese hauswirtschaftlichen, pflegerischen und pädagogischen Berufe haben den weiteren Vorteil, daß sie im Falle der Nichtheirat auch der ledigen Frau die Entfaltung ihrer spezifisch *weiblichen* Fähigkeiten ermöglichen. Man wird deshalb auch nach wie vor diese Berufe für die weibliche Jugend immer an erster Stelle nennen müssen. Außerdem aber werden wir vor allen Ausschau halten nach solchen Berufen, die für die verheiratete Frau mit der

Erfüllung ihrer mütterlichen und hauswirtschaftlichen Pflichten vereinbar sind.

An diese Berufe müssen wir *drei Forderungen* stellen: sie dürfen die Funktionen des weiblichen Organismus in keiner Weise gefährden, die Nervenkraft der Frau nicht erschöpfen und sie müssen hinsichtlich der zeitlichen Beanspruchung sich in gewissen Grenzen halten, so daß der Frau ein Familienleben überhaupt noch möglich ist. Gerade dieser letzteren Forderung entspricht heute so gut wie kein Beruf, weshalb immer wieder der Plan der Kurzschicht für die verheiratete Frau auftaucht, der sich bei gutem Willen für viele Industrieberufe, vor allem aber für zahlreiche Angestelltenberufe sehr wohl verwirklichen ließe. Die nervliche Beanspruchung ist bei der gehetzten Akkordarbeit im Lärm und der Unruhe großer Arbeitsräume am stärksten; auch sehr einseitige Arbeit, die stark konzentrierte Aufmerksamkeit verlangt, ist für die Nerven anstrengender als eine komplizierte Arbeit, die aber die körperlichen und geistigen Kräfte wechselnd beansprucht. (So ist z. B. die Arbeit an Schreib- und Buchungsmaschinen anstrengender als andere Büroarbeit.) Körperlich ungesund sind für die Frau auf die Dauer alle Berufe, die mit Erschütterungen des Unterleibes verbunden sind, bei denen schweres Heben oder häufiges starkes Strecken unvermeidlich sind, oder bei denen sie anhaltend auf einem Fleck stehen muß. Die große Vielseitigkeit ist es, die die hausfrauliche Arbeit so gesund macht, aber manche ihrer Tätigkeiten werden für den weiblichen Organismus gefährlich, wenn sie ausschließlich betrieben werden, so das Nähen mit Fußbetrieb, das Plätten und das Waschen.

Wir sehen also, daß für die Wahl des Berufs ganz andere Gesichtspunkte wichtig werden, sobald wir ihn nicht als Uebergang oder als Vorbereitung zur Ehe ansehen, sondern als einen *Lebensberuf*, der von der verheirateten Frau und von der Mutter ausgeführt werden soll. Die Volksgemeinschaft hat ein dringendes Interesse daran, daß den verheirateten Frauen die körperlich und nervlich leichten Berufe vorbehalten werden, und die Berufslenkungsmaßnahmen von Staat und Arbeitsfront versuchen bereits auf eine sinnvollere Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern hinzuwirken. So ist z. B. der Friseurberuf für männliche Lehrlinge gesperrt; die Reichsbahn geht zur Einstellung weiblicher Schalterbeamtinnen über, die Reichspost vermehrt die Zahl der weiblichen Kräfte im Kanzleidienst und das Amt für Berufserziehung in der Deutschen Arbeitsfront prüft neue Einsatzmöglichkeiten der Frau in der Industrie. Die ungelernte und angelernte Arbeit ist für den Körper und die Nerven verhältnismäßig viel anstrengender als die gelernte, ganz abgesehen davon, daß die letztere auch auf die Dauer mehr Befriedigung gewährt und schon deshalb weniger mühsam ist. Es ist also heute *falsch, an der Berufsausbildung der Tochter zu sparen*, weil das Mädel ja doch heiratet. Im Gegenteil: *weil sie heiraten und Mutter werden soll, ist ihr eine bessere Ausbildung zu geben*, mit der sie in Arbeitsplätze einrücken kann, die ihre körperlichen Kräfte weniger beanspruchen und auf denen ihr die Arbeit auch auf die Dauer Freude macht.

Gerda Simons

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Was könnte unser Mädel werden?

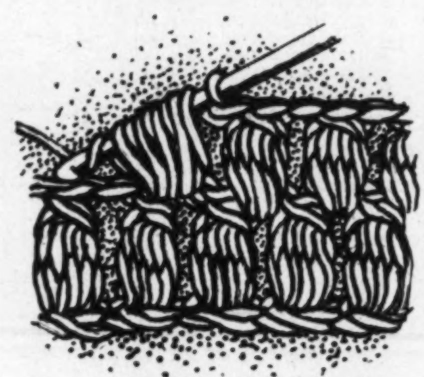
Was könnte unser Junge werden?

Mit Nadel und Faden

Häkelspitzen



Wickelmaschen



Büschelmaschen

In der Schule gehört es zum Lehrplan, in feinem Garn Spitzen für Taschentücher zu häkeln. Solche Spitzen wollen wir zusammen hier arbeiten. Die Taschentücher werden aus feinem Stoff zugeschnitten und mit oder ohne Hohlsaum umgesäumt, als Verzierung häkeln wir dann mit feinem Garn Spitzen herum. Es werden hier verschiedene Vorschläge für Spitzen gebracht, beim Häkeln aber sieht man schon, daß es leicht ist, Spitzen selbst zu erfinden. Um hübsche Muster zu entwerfen, muß man aber auch die Häkelmaschen alle kennen. Die Luftmasche, die Kettenmasche, die feste Masche und das Stäbchen sind bekannt. Als neue Maschen wollen wir die Kreuzstäbchen, die Wickelmasche und die Büschelmasche dazu lernen.

1. **Die Kreuzstäbchen:** Die Kreuzstäbchen eigen sich besonders gut für Einsätze und Spitzen. Wir häkeln zuerst eine Reihe Luftmaschen, drehen mit drei Luftmaschen um und arbeiten in die zweite Masche ein Stäbchen, dann vier Luftmaschen, den Faden um den Haken schlagen, den Haken in die Schlinge des Stäbchens stecken, ein einfaches Stäbchen häkeln und mit einer Luftmasche schließen.

2. **Wickelmaschen:** Man wickelt den Faden beliebig oft um den Haken, recht locker, sticht dann in eine Masche ein, schlägt den Faden um, holt ihn hindurch, durchzieht eine Schlinge, schlägt wieder um und durchzieht alle Umschläge auf dem Haken auf einmal.



Übereinanderstehende Stäbchen

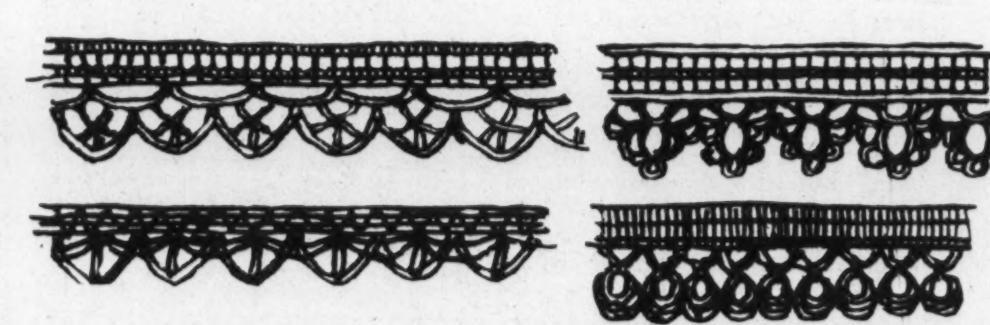
Versetzt gearbeitete Stäbchen

3. **Büschelmasche:** Diese Masche entsteht, indem man den Faden umschlägt, den Haken durch eine Masche steckt, den Faden umschlägt, wieder den Haken durch die gleiche Masche, den Faden wieder umschlagen, das wiederholt sich so oft, bis man 8 Schlingen auf dem Haken hat, man schlägt dann wieder um und durchzieht alle Umschläge auf einmal. Die gehäkelten Kanten, die hier gezeichnet sind, eignen sich ausgezeichnet für Taschentücher. Die erste Kante wird folgendermaßen gehäkelt, die andern drei sind leicht nachzuhäkeln.

Kante 1: An ein Taschentuch wird erst einmal eine Reihe fester Maschen gehäkelt, dann folgt ringsherum eine Reihe Stäbchen mit je einer Luftmasche dazwischen, also immer ein Stäbchen, eine Luftmasche dazwischen. Dann folgt eine Runde, zuerst ein Stäbchen, dann 5 Luftmaschen, ein Stäbchen in das gleiche Stäbchen, in das wir schon ein Stäbchen gearbeitet haben, 5 Luftmaschen, (3 Stäbchen der vorher gehenden Runde überspringen, ein Stäbchen, dann wieder 5 Luftmaschen usw. In der nächsten und letzten Runde wird folgendermaßen gearbeitet: ein Stäbchen in die dritte Masche der fünf Luftmaschen, drei Luftmaschen, ein Stäbchen in dieselbe Masche in der schon ein Stäbchen ist, drei Luftmaschen, wieder ein Stäbchen in die gleiche Masche, so daß jetzt drei Stäbchen in derselben Masche sind, die Stäbchen sind aber durch drei Luftmaschen von einander getrennt. Drei Luftmaschen, eine feste Masche in die dritte der fünf nächsten Luftmaschen, dann wieder drei Luftmaschen, ein Stäbchen, usw. bis man die ganze Runde herum ist.

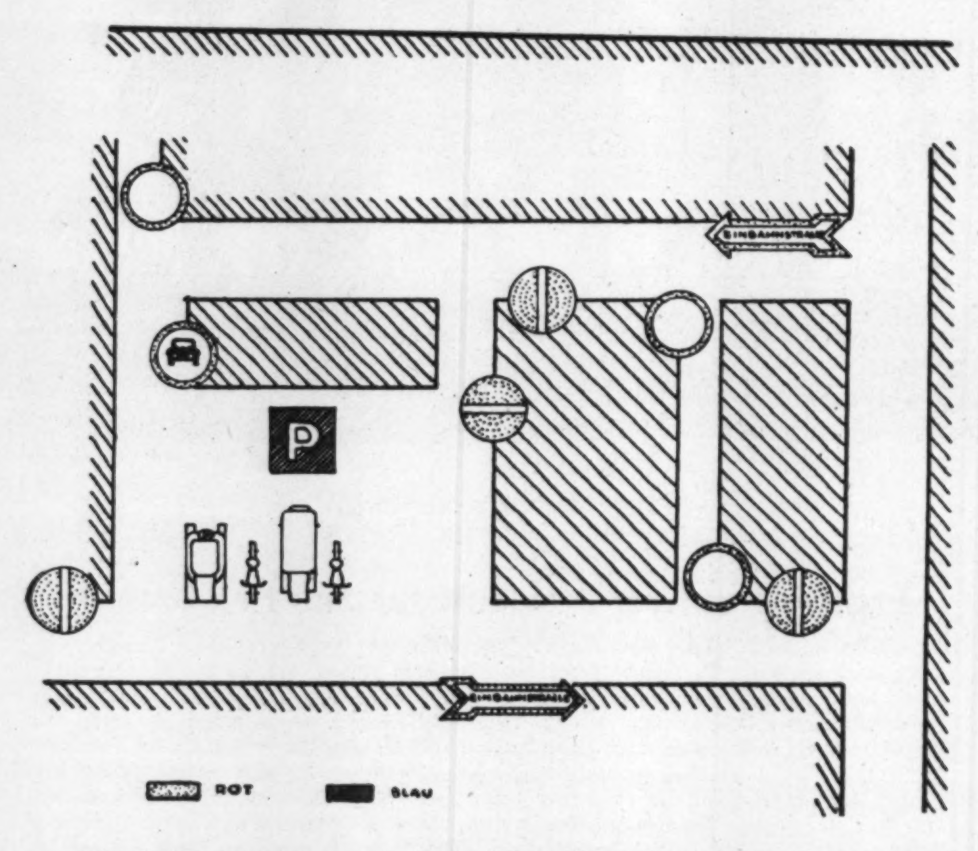
Die drei gehäkelten Spitzen haben Kinder entworfen und gehäkelt. Sie sind so leicht, daß man sie nach dem Bilde abhäkeln kann. Ich denke, die Mütter und Mädel werden ans Erfinden von neuen Spitzen gehen, wie wäre es, wenn einige eingeschickt würden, und wir dann hier auf unsrer Seite „Mit Nadel und Faden" eine Ausstellung machen könnten.

Ursula Scherz



Neue Preisaufgabe

Die vielen Preisaufgaben, die ich im Laufe der letzten zwei Jahre gestellt habe, beweisen mir, daß ich an eure Findigkeit schon größere Ansprüche stellen kann. Nun will ich von Zeit zu Zeit solche Preisfragen stellen, die für jeden von euch, der mit offenen Augen durch die Welt geht, kinderleicht sind, nämlich **Verkehrsaufgaben.** Für die richtigen Lösungen setze ich wieder die bekannten 7 Preise (1 Preis im Betrage von 10 RM, 1 Preis von 5 RM und 5 Preise in Gestalt von wertvollen Jugendbüchern) aus. Wenn mehr als sieben richtige Lösungen eingehen, entscheidet das Los. Sendet mir die Lösung dieser Preisfrage bis zum 5. **Juni** 1939 an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße** 17—18.



Die Preisfrage lautet: In dunkler Nacht parken 4 Motorfahrzeuge auf dem seitab gelegenen Parkplatz. Da kommt ein Lausebums geschlichen und vertauscht zwei der in unmittelbarer Umgebung des Parkplatzes stehenden Verkehrszeichen. Am andern Morgen sehen sich zwei der 4 Kraftfahrer gefangen. Sie mögen fahren, wie sie wollen, sie kommen doch nicht von der Umgebung des Parkplatzes weg. Welche Verkehrszeichen vertauschte Lausebums, und welche Kraftfahrer entkamen?





Beißt der?

Aufnahme: Heinrich Richter

Der Gespensterturm

Eine lustige wahre Geschichte

In einer schönen altdeutschen Kleinstadt steht eine ehrwürdige Kirche, deren Turm einmal fast alle Bürger durch einen Spuk in Aufruhr versetzte.

Eines Spätnachmittags in der Dämmerstunde entdeckten Vorübergehende eine weiße Gestalt, die in der Turmluke schwebte und zwei lange, weiße Arme drohend über dem Kirchplatze zu schütteln schien.

Die ersten Beobachter blieben nicht lange allein, denn nach und nach sammelten sich immer mehr Leute an, und zuletzt entstand ein großer Volksauflauf. Jeder, der des Weges daherkam, blieb stehen und sah, je nach seiner Wesensart, entweder furchtsam oder mißtrauisch zum Turme hinauf.

Die abergläubische alte Kräuterliese behauptete sogar mit weinerlicher Stimme: „Ich hab's ja glei gesacht: 's goomt 'n Unglick iwer de Schtadt! Guggt nur, wie das droht! O je . . . o je . . ."

„I bewahre", entgegnete der Schusteremil dreist. „Das droht gar nich'. Un' wenn 'ch nich' jetz' gerade meine Stieweln fortschaffen müßte — wahrhaft'ch, ich schtieche glei' mal zum Tärmer nuff!"

Durch den Hinweis auf den Türmer dachte man jetzt erst an den alten Mann. Die Kräuterliese schlug die Hände zusammen und rief: „Nu' versteh' ich's! Baßt uff, der Gustav is' geschtorb'n, un' sein Geist, der . . ."

„Unsinn!" bemerkte der dicke Kronenwirt barsch und schnitt der Schwätzerin das Wort ab. „Der alte Gustav ist wohl und guter Dinge. Ich hab'n doch vorhin noch geseh'n!"

Des Wirtes Einwand wurde beachtet. Man wartete schließlich ungeduldig auf die Rückkehr des stadtbekannten Türmers, dem während seines Ausganges auch noch andere Leute begegnet waren.

Die großen Jungens, die sich ebenfalls am Gespensterturm eingefunden hatten, liebten das Warten gar nicht. Sie tuschelten und beratschlagten — und am Ende schritten drei von ihnen auf den Turmeingang zu, um zu aller Erstaunen darin zu verschwinden. Der harrenden Menge erschienen die Minuten wie Stunden. Furchtsam und argwöhnisch blickte sie empor. Da geschah das Wunder. Die weiße Gestalt schwebte wie ein aufgescheuchter Spuk in den Turm hinein und blieb drinnen.

Soviel Köpfe der Volksauflauf zählte, genau soviel eigene Ansichten gab es. Einer glaubte, der Spuk wäre ausgerissen. Ein anderer meinte, den tollkühnen Bürschlein müsse nun ein Unheil geschehen, und ein dritter behauptete sogar, vielleicht habe es gar nicht gespukt.

Einige beherzte Jungens, die ihrer Freunde Rückkehr nicht erwarten konnten, rissen ungestüm die Turmtür auf, um zur Wendeltreppe hinauf zu horchen. Im gleichen Augenblick, da die Tür geöffnet wurde, kamen ihnen jedoch die Erwarteten bereits entgegen, und der erste Spukvertreiber hielt lachend — — eine kleine Leine mit einem darangeklammerten Männerhemd in den Händen.

Das frische Lachen der drei Jungens steckte an. Alles lachte. Am meisten erheiterte sich der Türmer. Er hatte sich nämlich ganz unbeachtet unter die Volksmenge gemischt und aus den wirren Reden der Leute den lustigen Irrtum erkannt.

Nun drängte er sich ungestüm vor und rief: „Ja, da schtaunt nu' alles un' regt sich uff, weil der olle Gustav 'n Hemd in der Luke getrocknet hat. Nu, sonst derf's ja ooch nich sin. Aber heite hab'ch nämlich de Waschschüssel fall'n lass'n un' bin dabei in der Maachengäjend glitschnaß geword'n. Nu, un' da hab'ch äben das Hemde ohne bolizeiliche Erlobnis zum Drocknen an de Luft gehang'n. Awer nu etwa wejen e Hemde färchten, nee, das is gut. Mei Durm is doch kee Geschbensterdurm!"

„O doch! Der ist und bleibt 'n Gespensterturm!" rief der keckste Junge übermütig. Und damit hatte er recht, denn zum Andenken an die schnurrige Geschichte und den lustigen Spuk heißt der alte Turm heute noch „der Gespensterturm".

*

Der Mai ist gekommen!

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 6/1939

Wenn ihr mein Zimmer sehen könntet! Ihr glaubt nicht, welch wunderbare Gemälde, von eurer Hand gearbeitet, die Wände zieren! Ich hätte nicht gedacht, daß ihr aus der Schnippelarbeit solche wunderbaren Kunstzeichnungen herstellen könntet. Nun bin ich aber mächtig stolz auf alle die, deren Arbeiten einen Künstler erfreuen. So war es mir natürlich sehr schwer, die Preisträger festzustellen. Den ersten Preis mußte ich **Willy Scheible** in **Fellbach** bei Stuttgart zuerkennen, der sich mit einer geradezu künstlerischen Arbeit die 10 RM redlich verdient hat. Dafür habe ich dann statt des einen zwei zweite Preise im Betrage von je 5 RM ausgesetzt, um zwei gleichwertige Arbeiten gleichmäßig auszeichnen zu können. Diese beiden Glücklichen heißen: **Liesel Schilling** in **Ludwigshafen** und **Josef Decker** in **Linz** am Rhein. Wegen der Buchpreise mußte ich dann das Los zum Schiedsrichter anrufen, wobei ich schließlich nicht anders konnte, als noch einen sechsten Buchpreis auszusetzen, um eine weitere wertvolle Arbeit auszuzeichnen. Ich stelle euch die Buchpreisträger nun ebenfalls vor, es sind dies: **Eva Lindner** in **Stettin**, **Gundula Burghauser** in **Rößel** in Ostpreußen, **Wilfried Lenzer** in **Goslar**, **Greti Kraupe** in **Wien 24**, **Johannes Nissen** in **Rendsburg** und **Käte Hettler** in **Greiz** in Thüringen. — Allen anderen lieben Lesern der „Kinderwarte", die diesmal ohne einen Preis bleiben mußten, danke ich sehr für die viele Arbeit und Mühe, die sie so gern auf sich genommen haben. Ich vertröste sie auf das nächste Mal.

Redensarten
und was dahinter steckt

„Herr Ober, ein Eisbein!" Es gibt Berliner, die dieses Nationalgericht selbst an heißen Sommertagen nicht verschmähen. Vielleicht ist es das Wörtchen „Eis", das ihnen an solchen Tagen so angenehm im Ohr klingt. Dabei aber hat das Eisbein gar nichts mit Eis zu tun. Das Wort „Eis" geht in diesem Zusammenhang auf das griechische Wort ischion zurück und bedeutet hier so viel wie Hüftbein. Durch Verstümmelung wurde aus Ischionbein Isbein. Und nun glaubten Uebersetzer, daß man es bei der Vorsilbe „Is" mit der plattdeutschen Bezeichnung für Eis zu tun habe, und man „übersetzte" Isbein in Eisbein. — Mag es nun so bleiben, denn die Bestellung: „Herr Ober, ein Isbein oder gar ein Ischiasbein, dürfte das Gelächter der Umwelt erregen. —

Auch dem Eisvogel tut man Unrecht, wenn man ihn mit Eis in Zusammenhang bringt. Die Vorsilbe Eis bedeutet nämlich „Gleiß", gleich Glanz. Das bunte, zierliche Federtier heißt also somit Glanzvogel, und es hat an Eis und Schnee ebensowenig Gefallen wie irgendeine Amsel.

Ein außerordentlich merkwürdiges Tier ist der Maulaffe. Es gibt wohl kaum ein Land auf der weiten Erde, wo man ihn nicht feilbietet. Aber bislang hat wohl noch keiner einen gekauft. Der sonst so gewissenhafte Vater Brehm hat ihn in seinem „Tierleben" schier ganz und gar vergessen, denn vergeblich suchen wir in ihm nach der Abstammungsgeschichte der Maulaffen. Das ist auch gar nicht verwunderlich; denn dieses Sagentier hat seinen Ursprung nur in einer Redensart. Im Plattdeutschen nämlich gibt es eine vielgebrauchte Redewendung: „Dei Kirl hällt das Mul tau väl apen!" Man bezeichnet damit jenen müßigen Gaffer, der sich sofort einzufinden pflegt, wenn irgendwo etwas los ist, der sich aber zu Hilfeleistung nicht verpflichtet fühlt, sondern mit offenem Munde genießerisch staunend dabei steht. Wer weiß, wer diesen plattdeutschen Ausspruch erstmals ins Hochdeutsche übertragen hat! Aus „Mul" wurde ganz richtig Maul, aber aus „apen" wurde dagegen schon Affen, aus „väl" statt viel wurde sogar feil — und das geflügelte Wort vom „Maulaffen, den man feil hält", war da und trat seinen „Siegeszug" durch die deutschen Lande an. —

Durch eine solche voreilige Uebersetzung vom Platt ins Hochdeutsche kam auch der Maulwurf zu seinem Namen. Ursprünglich nannte man dieses kleine Wühltier ganz richtig Molt- oder Mullwurf (Müll!). Da aber nun Mull und Mul (Maul) sich klanglich ähnlich sind, begeht auch hier der Uebersetzer den Fehler, aus dem Mullwerfer einen Maulwurf zu machen, eine Bezeichnung, die sich der fleißige und nützliche Maulwurf verbitten müßte, denn er wirft ja die bekannten Erdhaufen, die so manchem Kleingärtner die Nützlichkeit dieses Tieres vergessen lassen, durchaus nicht mit dem Maul auf. —

Der in Deutschland häufig anzutreffende Vogel Neuntöter verdankt seinen Namen ebenfalls einer ungenauen Uebersetzung vom Platt ins Hochdeutsche. Der Neuntöter hieß ehedem mit seinem niederdeutschen Namen Njägenmöhner, das ist: Heckentöter, weil er gefangene Insekten und Raupen an den Dornen der Hecken aufzuspießen pflegt, bevor er sie verspeist. Njägen (Hecken) klingt nun — besonders in der Sprechweise der Westfalen — dem Wort Niägen (Neun) zum Verwechseln ähnlich. Und so passiert hier dem eifrigen Uebersetzer der Irrtum, aus dem Heckentöter einen Neuntöter zu machen. Und die Sage war schnell bereit, ihm die Eigenschaft anzudichten, daß er zu jeder Mahlzeit nicht mehr und nicht weniger als neun von aufgespießten Opfern benötige. Es ist gut, daß er hiervon selber nichts weiß; er würde sich nur wundern. —

Wer möchte nicht gern „sein Schäfchen ins Trockene" bringen? Und wer stellt sich dabei nicht einen alten Schäfer vor, der listig eins der neugeborenen Schäfchen ins „Trockene" bringt, um sich so zusätzlich zu bereichern. Dieses Schäfchen ist aber gar kein Schäfchen, sondern war ursprünglich ein Schepken, also ein Schiffchen. Der eigentliche Sinn dieser Redewendung ist also der, eine Sache zu einem guten Ende zu bringen, während dieser Sinn nicht ganz auf den Schäfer mit dem Schäfchen paßt. —

Kann man sein Schäfchen nicht rechtzeitig ins Trockene bringen, kann es sein, daß man „auf den Hund kommt". So treffend und allgemeinverständlich dieser Ausspruch die wirtschaftliche Lage eines bedauernswerten Zeitgenossen kennzeichnen kann, so wenig hat sie mit dem treuen Begleiter des Menschen und Wächter des Hauses, dem Hund, zu tun. Diese Redewendung ist in einer Notzeit entstanden, nämlich im Dreißigjährigen Kriege. Damals sah sich mehr als ein Bauer genötigt, seine oft nur bescheidenen Schätze an Geld und Geldeswert vor den kriegerischen Horden in Sicherheit zu bringen. Er barg sie in eisernen Kästen, die den Namen „Hund" trugen (ähnlich wie die fahrbaren Behälter im Bergwerk auch heute noch „Hunde" heißen). Diese „Hunde" vergrub man an sicherer Stelle. Kam nun die Zeit, daß der verarmte Bauer auf diesen Schatz zurückgreifen mußte, sagte man von ihm, daß er nun „auf den Hund gekommen" sei und wollte damit ausdrücken, daß er die Notgroschen angreifen mußte. —

Hoffentlich bezeichnet der Leser diese Deutungen nicht „unter aller Kanone". Wenn aber schon, dann möchten wir ihm gleich sagen, daß diese Kanone keine Kanone ist und gar nichts mit dem gefürchteten Kriegsgerät zu tun hat. Unter aller Kanone müßte heißen „unter allem Kanon". Das Wort Kanon bedeutet nämlich im Griechischen so viel wie Richtschnur oder Wertmaß. Diese in den mittelalterlichen Schulen gebräuchliche Formel für eine unzensierbare schlechte Leistung deutete das Volk nach der Erfindung des seligen Berthold Schwarz auf seine Weise um, ohne sich Gedanken über den Sinn oder Unsinn der nun entstandenen Redensart zu machen.

Also kann das, was wir hier gesagt haben, gar nicht „unter aller Kanone" sein!

*

Wissen Sie, daß

ein einziges Pfund Honig der Extrakt aus 7 500 000 Blüten ist?

ein Mensch 12 500 Stunden = etwa 1562 Tage zu je acht Arbeitsstunden brauchen würde, um nur ein Pfund Honig nach Bienenart zu sammeln?

die Flugstrecke der Bienen zum Sammeln eines einzigen Pfundes Honig etwa dem dreifachen Erdumfang entspricht?

Bienenhonig restlos verdaut, also vom Blut aufgenommen wird?

Bienenzüchter, also ständige Honigesser, laut Statistik ein besonders hohes Alter erreichen und durchweg von Krankheiten verschont bleiben?

jedes „Schönheitsmittel" einen großen Prozentsatz Bienenhonig enthält? Honig gibt nämlich eine reine, glatte Haut!

man für eine Reichsmark Bienenhonig genau so viel Nährwerte erhält, als wenn man für 19 Reichsmark Spargel oder fast vier Reichsmark Kalbfleisch oder fast drei Reichsmark Kopfsalat oder fast zwei Reichsmark Trinkeier kauft?

Kurzweil am Feierabend

Silben-Rätsel

Aus den Silben:
am — an — an — bat — bel — berg — cho — da — den — di — du — du — e — e — e — en — en — gel — gen — gie — i — ir — kä — land — li — lö — ma — mann — mer — mor — na — na — na — na — no — ra — re — ren — reth — rich — sach — sche — se — sen — skan — stalt — stern — te — te — te — vi — watz — wen — wie — xier — za — zahn
sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und 3. Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Wortbedeutung: 1. altgerman. Sagengestalt, 2. Stadt in der Oberpfalz, 3. nordöstl. Halbinsel Europas, 4. mittelalterliche Handwaffe, 5. german. Volksstamm, 6. Wandervolk, 7. germanische Göttin, 8. Stadt in Palästina, 9. Sturzbad, 10. Heiltrank, 11. schmales Gartenbeet, 12. Erhebung der Berchtesgadener Alpen, 13. Heil- u. Pflegestätte, 14. Widerhall, 15. Teil des Hauses, 16. Molkereiprodukt, 17. Unkraut, 18. männl. Wasservogel, 19. Mädchenname.

Silbensuchen

Bewirtung — Kegelbahn — Nurse — Verinnerlichung — Kunstseide — Leinen — Werwolf — Recken — Bekannte — Stiefbruder — Menschheit — Besichtigung — Selbstlaut — Vorbedeutung — Bemerkung — Anerkennung.

In den Wörtern ist fortlaufend je eine Silbe eines Wortes von Johann Wolfgang von Goethe enthalten.

*

Ein Buchstabe mehr

1. Eier, 2. Weser, 3. Mine, 4. Tube, 5. Ader, 6. Posen, 7. Lid, 8. Adel, 9. Spaten, 10. Damen, 11. Bau, 12. Pfote, 13. Emil, 14. Maler, 15. Leer, 16. Wesen, 17. Liter, 18. Ahn, 19. Form, 20. Ekel, 21. Laune, 22. Harm, 23. Pfad, 24. Kate, 25. Habe, 26. Mate, 27. Rate, 28. Hut, 29. Orte.

Jedem Wort ist ein weiterer Buchstabe an irgendeiner Stelle zuzufügen, so daß neue bekannte Wörter entstehen. Die neu eingesetzten Buchstaben müssen einen Spruch ergeben.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 10

Rösselsprung. Auch Deine Hand ist Heiligem geweiht! Töte in Dir den Toren und den Tand und sage dann zu Volk und Vaterland: Ich bin bereit! Baldur von Schirach.

Silbenrätsel. 1. Einmachglas, 2. Stute, 3. Gravensteiner, 4. Interview, 5. Brombeere, 6. Tarantel, 7. Nesselsucht, 8. Ida, 9. Cornwall, 10. Herkules, 11 Trinidad, 12. Salbei, 13. Kaffee, 14. Osnabrück, 15. Spelunke, 16. Taubenei, 17. Baltikum, 18. Attrappe, 19. Rothaargebirge, 20. Einband, 21. Raffael, 22. Eidechse, 23. Sagan, 24. Aronstab, 25. Urenkel, 26. Falkenau, 27. Dollart, 28. Inge, 29. Erlaubnis. — Es gibt nichts kostbareres auf dieser Welt als die Keime edlen Blutes. (Reichsminister Darre.)

Silbenrätsel. 1. Oberon, 2. Spiegelei, 3. Erdbeere, 4. Luxus, 5. Ilmenau, 6. Galatz, 7. Ochsenfleisch, 8. Spoleto, 9. Engadin, 10. Lebensabend, 11. Insekten, 12. Garibaldi, 13. Elektrizitätswerk, 14. Irokesen. — O selig, o selig, ein Kind noch zu sein.

Fleißige Kinderhände helfen sparen



Pfennig auf Pfennig gespart türmt sich zum silbernen Berg. Ist erst die Jugend gewonnen zu emsigem Sparen, lebt in der Zukunft gewiß froh ein zufriedenes Volk!

Dieser alte Sinnspruch aus der Zeit Goethes erweist sich heute mehr denn je als richtig. Darum, Eltern, haltet Eure Kinder zum Sparen an und zeigt ihnen

den Weg zur öffentlichen Sparkasse!

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 131 945. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Auflage dieses Heftes: 141 810. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2

Maienzeit, o holde Zeit

Aufnahme: Steffelin